Veranstaltungen des Sächsischen Landtags | Heft 3 |

Forum Mitteleuropa
beim Sächsischen Landtag

FORUM

Forum Mitteleuropa beim Sächsischen Landtag

Konferenz »Kulturen in Mitteleuropa: Erinnern, Fördern, Gestalten«

am 8. und 9. Oktober 2012
im Ständehaus

Sächsischer Landtag

FORUM

Forum Mitteleuropa
beim Sächsischen Landtag

Forum Mitteleuropa beim Sächsischen Landtag
Konferenz »Kulturen in Mitteleuropa: Erinnern, Fördern, Gestalten«
am 8. und 9. Oktober 2012 im Ständehaus

Über Jahrhunderte hat Mitteleuropa in besonderer Weise Kultur und Wissenschaft, Wirtschaft und Politik unseres Kontinents geprägt. Das „Forum Mitteleuropa beim Sächsischen Landtag“ will Wege aufzeigen, wie die mitteleuropäische Bürgergesellschaft der Gestaltung unserer gemeinsamen Zukunft zuarbeiten kann. Mit der Konferenz „Kulturen in Mitteleuropa: Erinnern, Fördern, Gestalten“ will das Forum einen aktiven Beitrag für die gegenseitige Verständigung und den offenen Dialog zwischen den mitteleuropäischen Staaten leisten. Im vorliegenden Band finden Sie ausgewählte Beiträge der Konferenz.

Herausgegeben vom Sächsischen Landtag

Inhalt

Auftakt 6

Dr. Matthias Rößler 8
Begrüßung

Martin Pollack 12
Grundsatzreferat: Über die Rolle der Kultur in Mitteleuropa oder Dr. Mabuse in Warschau

Prof. Dr. Gábor Erdődy 20
Statement: Grundwerte demokratischer Kulturpolitik nach der Wende aufgrund des christ-demokratischen Wertesystems von József Antall

Prof. Dr. Stefan Troebst 24
Statement: Der Vertreibungsdiskurs als konstitutierendes Element des heutigen Mitteleuropa

Ulf Großmann 32
Statement: Bürgerschaftlich organisierte Kultur

Prof. Dr. Ludger Kühnhardt 41
Statement: Gesprächskultur für Mitteleuropa

Themenblock 1: Erinnerungskultur 44

Podiumsdiskussion 46

Herausgeber: Sächsischer Landtag,
Bernhard-von-Lindenau-Platz 1, 01067 Dresden
V. i. S. d. P.: Hans-Peter Maier, Sächsischer Landtag
Redaktion: Katrin Lindner, Sächsischer Landtag
Fotos: R. Deutscher, T. Schlorke, Tschechischer Senat
Gestaltung, Satz: machzwei, Dresden
Druck: Druckhaus Dresden GmbH
Diese Publikation wird vom Sächsischen Landtag im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit herausgegeben und ist kostenlos unter info@slt.sachsen.de erhältlich.

Themenblock 2: Staatlich getragene Kultur **58**

Prof. Dr. Matthias Theodor Vogt 60
Impulsreferat: Aufgaben und Ziele staatlich getragener Kultur

Podiumsdiskussion 74

Themenblock 3: Bürgerschaftlich organisierte Kultur **84**

Dr. František Černý 86
Impulsreferat: Was hält das Prager Literaturhaus deutschsprachiger Autoren zusammen?

Podiumsdiskussion 96

Ausblick **106**

Dr. Matthias Rößler 108
Ausblick: Kulturen in Mitteleuropa im historischen Kontext

Prof. Dr. Ludger Kühnhardt 115
Ausblick: Mitteleuropa als Heimat und Wertegemeinschaft

Vitae **124**

Auftakt

Begrüßung

Dr. Matthias Rößler

» Liebe Kuratoriumsmitglieder,
sehr verehrte Kolleginnen und Kollegen Abgeordnete,
sehr geehrte Frau Generalkonsulin,
liebe Studentinnen und Studenten,
liebe Gäste,

ich freue mich sehr, Sie im Rahmen des Forums Mitteleuropa zur Konferenz „Kulturen in Mitteleuropa: Erinnern, Fördern, Gestalten“ begrüßen zu können.

Da es mir nicht möglich ist, Sie einzeln und namentlich zu begrüßen, möchte ich an dieser Stelle die vielen Studenten unter Ihnen ganz besonders hervorheben. Als Studenten vertreten Sie hier jene Generation, die das Zepter von uns übernehmen wird. Als Multiplikatoren werden Sie ihrerseits dazu beitragen, das Anliegen des Forums Mitteleuropa und den Geist und Gedanken dieser Konferenz an die Universitäten und weit darüber hinaus in die Gesellschaft hineinzutragen.

Das entspricht der historischen Perspektive, in die wir das Forum Mitteleuropa gestellt haben und womit wir die schöpferischen Kräfte der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft miteinander verbinden wollen.

Nie zuvor in der europäischen Geschichte standen die Zeichen dafür günstiger als am Beginn des 21. Jahrhunderts. Niemals vorher haben dafür so gute Voraussetzungen bestanden, wie sie auf dem Wege und infolge der Freiheitsrevolution von 1989/90 geschaffen worden sind. Das war für mich im vorigen Jahr die Motivation dafür, gemeinsam mit Prof. Ludger Kühnhardt als Spiritus Rector die Initiative zur Gründung des Forums Mitteleuropa beim Sächsischen Landtag zu ergreifen.

Wissenschaft und Politik waren als Triebkräfte gleichermaßen gefragt und gefordert, um dieses Unternehmen in kürzester Frist auf den Weg zu bringen und den Prozess der Zusammenarbeit hier bei uns in Mitteleuropa voranzutreiben.

Ich bin dabei von der Überlegung ausgegangen, dass Sachsen über Jahrhunderte in der mitteleuropäischen Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt und die Entwicklung des gesamten mitteleuropäischen Raumes mitgeprägt hat. Durch die Trägerschaft des Sächsischen Landtags als Repräsentationsorgan der Bürgergesellschaft wird deren Stärkung auf mitteleuropäischer Ebene ins Zentrum der Arbeit gerückt. Das Forum will sich der Fragen annehmen, die für die Zukunft Mitteleuropas in der Europäischen Union von zentraler Bedeutung sind. Ich bin der festen Überzeugung, dass diese Initiative nicht nur einen Schritt in die richtige Richtung darstellt, sondern als Grundlage des bürgerschaftlichen Dialogs notwendig ist.

Um es einfach auszudrücken: Es ist heute nicht nur möglich, sondern vielmehr dringend notwendig, miteinander zu reden. Darauf zielt unser Anspruch. Darin liegt die Voraussetzung des Gelingens dessen, was wir uns vorgenommen haben. Uns geht es um die Stärkung des Bewusstseins von der mitteleuropäischen Verbundenheit in der Region und um die Würdigung der freiheitsfördernden Leistung der mitteleuropäischen Bürgergesellschaft.

Wir entwickeln – diese Konferenz wird das ganz deutlich zeigen – die spezifisch mitteleuropäische Sicht auf Themenfelder und werben dafür in anderen Regionen und bei Entscheidungsträgern.

Kurz: Das Forum Mitteleuropa bietet eine Plattform, befördert den Dialog zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen, sammelt Ideen, unterstützt Vernetzung, liefert Anstöße, um mitteleuropäische Antworten auf gesamteuropäische Fragen zu finden.

Ein Anfang ist gemacht.

Einige von Ihnen haben die Auftaktveranstaltung „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Herzen unseres Kontinents“ am 29. September 2011 hier im Ständehaus miterlebt.

Vor dem Hintergrund der Dresdner Musikfestspiele hat am 24. Mai 2012 die Podiumsdiskussion „Visionen für Mitteleuropa im Spannungsfeld von Kunst und Politik“ stattgefunden – ein Vorspiel gewissermaßen unserer jetzigen, thematisch viel weiter gefassten Konferenz.

Ich bin der festen Überzeugung, dass die Konzentration auf die Kultur im weitesten Sinne nicht nur einen Schritt in die richtige Richtung darstellt, sondern als Grundlage des bürgergesellschaftlichen Dialoges von fundamentaler Bedeutung ist.

Weit über 20 Persönlichkeiten aus allen am Forum Mitteleuropa beteiligten Staaten werden hier die Gelegenheit erhalten, um zu unserem Thema „Kulturen in Mitteleuropa: Erinnern, Fördern, Gestalten“ das Wort zu ergreifen.

Der Konferenzplan liegt Ihnen vor. Wie Sie sehen, kommen die Mitglieder des Kuratoriums gleich nach dem Grundsatzreferat von Dr. Martin Pollack persönlich zu Wort. Sie geben entscheidende Impulse. Ihre Diskussionsbeiträge werden von Mirko Schwanitz moderiert. Er ist Presse- und Rundfunkjournalist sowie Osteuropaexperte und wird Ihnen die Kuratoriumsmitglieder im Einzelnen vorstellen.

Die Impulse und Diskussionsbeiträge werden die aktuellen und auf die Zukunft ausgerichteten Perspektiven sowie die besonderen Sichtweisen unserer Konferenz gleich zu Beginn deutlich machen.

Die Ergebnisse werden verdeutlichen, dass das Schicksal der slowakischen Kultur und die aktuellen Bedingungen für ihre Entwicklung den Bürgern der Slowakischen Republik alles andere als gleichgültig sind und die Slowakei auch in Zukunft einen kulturschöpferischen Beitrag zur Gestaltung Mitteleuropas leisten wird.

Prof. Stefan Troebst wendet sich neuen europäischen Initiativen der Erinnerung und des Gedächtnisses zu. Dabei wird er anhand dreier Museumsprojekte in Danzig, Berlin und Usti die These vertreten, dass der teilweise hitzige und emotionale öffentliche Streit der Jahre 2000 bis 2006 zwischen Polen, Tschechen und Deutschen über die Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa letzten Endes eine befreiende und schöpferische Wirkung hatte.

Ulf Großmann wird dann die vitale Kraft der bürgerschaftlich organisierten Kultur verdeutlichen und am Beispiel der Grenzregion um die Europastadt Görlitz-Zgorzelec seinerseits einen exemplarischen Blick über die Grenzen werfen.

Prof. Gabor Erdödy wird die Grundwerte der christlich-demokratischen Kulturpolitik nach der Wende in Ungarn aufgrund des Ideensystems und des Freiheitsanspruchs von Jozsef Antall zur Diskussion stellen, die in Ungarn eine bedeutende Tradition in Anspruch nehmen können.

Und schließlich werde ich selbst einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Kulturlandschaft in Deutschland werfen, während Prof. Ludger Kühnhardt gebeten worden ist, zum Abschluss des zweiten Arbeitstages ein Impulsreferat zum Thema „Mitteleuropa als Heimat und Wertegemeinschaft“ zu unserer Konferenz beizutragen.

Wie Sie dem weiteren Programmablauf entnehmen, haben wir unsere Konferenz konzeptionell und inhaltlich in drei große Themenblöcke untergliedert, die jeweils durch Impulsvorträge und Podiumsdiskussionen vertieft und reflektiert werden.

Die Themenblöcke I und II – „Erinnerungskultur“ sowie „Staatlich getragene Kultur“ stehen heute auf dem Programm.

Am morgigen zweiten Konferenztag folgt am Vormittag Themenblock III, der sich mit „Bürgerschaftlich organisierter Kultur“ befasst. Er bildet für uns insofern einen Schwerpunkt, als die Intentionen des Forums Mitteleuropa in ganz besonders starkem Maße auf das bürgerschaftliche Element und die Eigenverantwortlichkeit in diesem Gestaltungsprozess ausgerichtet sind.

Nach meiner geplanten Ansprache und dem anschließenden Mittagsimbiss besteht morgen Mittag die Möglichkeit einer Führung durch die Sonderausstellung „Im Netzwerk der Moderne“ der Staatlichen Kunstsammlungen, während sich für die Studentinnen und Studenten drei Workshops anschließen. Dazu liegen Einschreibe-Listen am Tagungstisch aus, in die Sie sich bis heute Abend 18 Uhr bitte eintragen.

Die Workshops werden im kreativen Ambiente des Landtagsgebäudes am Bernhard-von-Lindenau-Platz ab 12:30 Uhr stattfinden und hier im Festsaal des Ständehauses ab 14:30 Uhr präsentiert und diskutiert. Daraus ergibt sich, dass die Teilnehmer der Workshops um 12:20 Uhr von hier zum Landtagsgebäude aufbrechen.

Lassen Sie mich an der Stelle kurz erwähnen, dass die Versorgung mit Kaffee und Tee beide Tage ganztägig gewährleistet ist.

Gestatten Sie mir bereits an dieser Stelle noch einen wichtigen Hinweis an die Studenten, die ich ausdrücklich dazu ermutigen will, Projektvorschläge zum Thema Mitteleuropa an das Forum einzureichen. Diese Projekte sollen leicht umsetzbar sein und können mit einer Finanzierung des Sächsischen Landtags unterstützt in einer gesonderten, eintägigen Veranstaltung vorgestellt werden. Investieren Sie Ihre schöpferische Phantasie und setzen Sie auf diesem Wege mitteleuropäische Aktivitäten in Gang, die Ihnen selbst, Ihren Kommilitonen und Ihren Professoren ganz besonders am Herzen liegen.

In diesem Sinne wünsche ich unserer Konferenz ein gutes Gelingen und dem Forum Mitteleuropa beim Sächsischen Landtag auch in Zukunft recht viel Erfolg.

Ich danke Ihnen. «

Grundsatzreferat

Über die Rolle der Kultur in Mitteleuropa *oder* Dr. Mabuse in Warschau

Martin Pollack

» Erlauben Sie mir, meine Ausführungen mit einer persönlich gefärbten Episode zu beginnen. Es geschah im September 1944 in Warschau während des Aufstandes. Im heftig umkämpften Stadtteil Żoliborz ließ ein Hauptmann des Fallschirmjäger-Regiments „Hermann Göring“ einen Deutschen in Zivilkleidung festnehmen, weil dieser zwei Pistolen bei sich trug. Nach seinem Namen befragt, antwortete der Festgenommene, er heiße Dr. Mabuse. An diese angesichts der Umstände mehr als makaber klingende Antwort konnte sich der ehemalige Hauptmann noch zwanzig Jahre später erinnern, als er von einem deutschen Untersuchungsrichter in einer Strafsache betreffend den Warschauer Aufstand ein-

vernommen wurde. Dann, so gab der Hauptmann zu Protokoll, habe sich der Angehaltene als SD-Kommissar legitimiert und verlangt, ihm und seinen Männern Maschinenpistolen zur Verfügung zu stellen, die er für einen Sondereinsatz benötige. Der Hauptmann fragte bei seinen Vorgesetzten nach und erhielt die Weisung, die Forderung zu erfüllen. Am nächsten Tag brachte der SD-Offizier die Waffen zurück, dazu ein paar Flaschen Wodka und Bimber, selbstgebrannten hochprozentigen Schnaps, und lud den Hauptmann und einen seiner Feldwebel zu einem Saufgelage ein. Die folgende Aussage des Hauptmannes zitiere ich aus der Niederschrift der Einvernahme:

„Schließlich erzählte der SD-Kommissar im Suff, dass unter seiner Führung eine ganze Kirche voller Polen ‚ausgeräuchert' bzw. umgelegt worden seien. Er nannte die Polen ‚Partisanen' und sagte hinsichtlich der Anzahl der Ermordeten: ‚haufenweise'."

Als der Untersuchungsrichter dem ehemaligen Fallschirmjäger-Hauptmann verschiedene Fotografien vorlegte, erkannte er auf einer den geheimnisvollen Dr. Mabuse: es war der SS-Sturmbannführer Dr. Gerhard Bast, Angehöriger der Gestapo und des SD, damals Leiter des in der Nähe von Warschau stationierten Sonderkommandos 7a der Einsatzgruppe B. Mein Vater.

21 Jahre später, zu Beginn des Studienjahres 1965/66, reiste ich zum ersten Mal nach Warschau. Als Student der Polonistik, um an der Universität Warschau Polnisch zu lernen und Vorlesungen über polnische Literatur zu besuchen. Ich blieb zwei Jahre, in der Folge fuhr ich immer wieder hin, insgesamt verbrachte ich viele Jahre in der polnischen Hauptstadt, die mir zur zweiten Heimat wurde. Als ich 1965 nach Warschau kam, wusste ich nicht, dass in derselben Stadt zwei Jahrzehnte zuvor mein Vater ein Mordkommando geleitet hatte, das erfuhr ich erst, als ich Material für ein Buch über ihn zusammentrug. Auf die makabre Episode mit Dr. Mabuse bin ich erst vor einem Jahr gestoßen.

21 Jahre liegen zwischen dem Einsatz meines Vaters und meinem ersten Aufenthalt in Warschau. Eine verhältnismäßig kurze Frist. Und doch hat Mitteleuropa in diesem Zeitraum eine dramatische Verwandlung durchgemacht. Von der Apokalypse zur Normalität.

Rückblickend erfüllt mich das, bei allem Entsetzen über die schuldhafte Verstrickung des leiblichen Vaters, mit Optimismus. Ich sehe darin einen ermutigenden Beweis für die unglaubliche Vitalität und versöhnende Kraft der Kultur in Mitteleuropa.

Dass diese Regionen so rasch aus dem Abgrund von Verwüstung und Unmenschlichkeit tauchen konnten, ist in erster Linie dem festen Glauben der Menschen an die Kultur zu verdanken, an die sie über alle Katastrophen hinweg verbindenden humanistischen Werte. Die Kultur erwies sich als stärker als der zerstörerische Hass, der Chauvinismus und Rassismus, die rohe Gewalt und die Geistlosigkeit, die Europa beinahe in den Abgrund gerissen hätten.

Als ich 1965 nach Warschau kam, machte ich die Erfahrung, dass Mitteleuropa viel größer, reicher, vielfältiger ist, als ich

bis dahin geahnt hatte. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte, eine düstere Übergangszone zwischen Europa und Asien, einen öden, kulturlosen Streifen zwischen der westlichen Zivilisation und der östlichen Barbarei, wie mir das meine Verwandten, allesamt eingefleischte Nazis, prophezeit hatten? Sie hatten meine Reise in den Osten, überhaupt meinen Entschluss, Slawistik zu studieren, als Verrat an der deutschen Kultur bezeichnet, für den ich teuer bezahlen würde. Du wirst die Polen noch kennen lernen, sie werden dich piesacken und einsperren, die Slawen waren schon immer unsere Feinde, hatte meine Großmutter vor der Abreise gejammert. Ich war beinahe enttäuscht, dass nichts dergleichen geschah. Ich war in ein europäisches Land gekommen mit freundlichen, kultivierten Menschen, einer reichen europäischen Kultur, mit vielfältigen Einflüssen anderer Kulturen. Ich empfand es als aufregend, den Einwirkungen der litauischen, russischen, weißrussischen, ukrainischen aber auch deutschen Kultur auf das polnische Geistesleben nachzuspüren, das war alles Neuland für mich. Natürlich brauchte es viele Jahre, bis sich mir dieser ungeheure kulturelle Reichtum Ostmitteleuropas langsam erschloss.

Das lag an meinem begrenzten Horizont, aber vielleicht auch an der Schwierigkeit, diesen Raum genauer zu erfassen, seine Koordinaten zu bestimmen. Wo liegt Mitteleuropa? Wo sind seine Grenzen im Westen, wo im Osten? Welche Länder zählen dazu? Wenn wir den Versuch unternehmen, Mitteleuropa als geographischen Raum zu bestimmen, machen wir bald die verstörende Entdeckung, dass es sich um keinen festen Begriff handelt, den wir auf einer Karte einkreisen könnten. Wir erkennen vielmehr, dass wir uns auf einem unsicheren, trügerischen, schwankenden Boden bewegen, der übersät ist mit lästigen Hindernissen und rätselhaften Erscheinungen, Irrlichtern gleich. Welche Staaten dürfen, welche müssen wir zu Mitteleuropa rechnen? Deutschland und Österreich gewiss, aber was ist mit der Schweiz? Polen natürlich, auch die Tschechische Republik, die Slowakei und Ungarn, keine Frage, aber was sollen wir mit Belarus anfangen, mit der Ukraine, mit der Republik Moldau, Staaten, von denen uns heute wieder eine dichte Grenze trennt, die fatal an die Mauer, an den Eisernen Vorhang erinnert, nur dass es diesmal wir sind, die diese Grenze errichtet haben?

Die Konturen des Begriffes, dem wir uns wohl vorbereitet und gründlich belesen nähern, verschwimmen unter dem kühlen, prüfenden Blick, die Räume dehnen sich aus, um

im nächsten Moment wieder zusammenzuschrumpfen, die Peripherie fällt mit dem Zentrum zusammen, und dieses zerfließt zum schillernden Zerrbild. Das gilt noch mehr für die östlichen Gebiete dieses rätselhaften Gebildes, die wir gemeinhin unter dem Begriff Ostmitteleuropa erfassen. Aber vielleicht ist es gerade diese Unsicherheit, die Tatsache, dass sich dieser Raum einer genauen Bestimmung entzieht, die ihn für uns so anziehend macht?

Die wichtigste Aufgabe der Länder Ostmitteleuropas, so der ukrainische Autor Jurko Prochasko, besteht ja gerade darin, *„den Begriff und die Vorstellung von Europa, die immer – immer wieder – nach Vereinfachung und vor allem nach vermeintlicher Klarheit streben, zu erschweren. Ihre wichtigste Funktion ist die: zu veranschaulichen und vorzuleben, dass Europa etwas Gemachtes ist und nicht etwas Gegebenes, ein Werden und kein Sein, eine beständige Produktion und kein fertiges Produkt“*.

Eine wichtige Erkenntnis: Europa, selbstverständlich auch Mitteleuropa, ist nicht etwas von Gott oder der Natur Gegebenes, sondern etwas Gemachtes, und es sind wir, die diese Region, deren Länder und Menschen durch historische und kulturelle Fäden eng, wenn auch oft tragisch miteinander verbunden sind, machen, die sie gestalten und die Richtung weisen, in die sie steuert: auf eine neue Katastrophe zu oder in eine bessere Zukunft.

Eine unserer wichtigsten Herausforderungen, das haben wir aus der Geschichte gelernt, besteht darin, uns mit dem Anderen, unserem Nachbarn, den wir gestern noch als Fremden, manchmal als Feind ansahen, auseinanderzusetzen, im offenen Dialog. Erst wenn uns das gelingt, dürfen wir hoffen, dass die tragischen Geschehnisse, die oft zwischen uns stehen, ihre trennende Wirkung einbüßen. Dazu ist nötig, uns auf den Anderen einzulassen, ihn gründlich kennen zu lernen, seine Sehnsüchte und Ängste, seine Verletzungen und Vorurteile, seine Träume aber auch Traumata, oft hervorgerufen durch etwas, was unsere Eltern oder Großeltern verschuldet haben. Das geht nicht von heute auf morgen, es braucht viel Geduld und noch mehr Anstrengungen und Bemühen, um bestehende Vorurteile abzubauen und Ängste zu überwinden, Misstrauen auszuräumen und mit dem Nachbarn ins Gespräch zu kommen, ehrlich und offen und vor allem auf gleicher Augenhöhe.

Dieses Kennenlernen erfolgt am besten über die Kultur, über die Literatur, die Kunst. Die Kultur ist der beste Vermittler, sie ist ein idealer Brückenbauer. Auch das habe ich 1965 in Warschau gelernt. Ich war erstaunt über das lebendige Interesse an der deutschen Kultur, der deutschsprachigen Literatur, am deutschsprachigen Theater, da wurde ungemein viel übersetzt, viel gelesen, viel diskutiert. Unbefangen, mit wachem Interesse.

Das bedeutet freilich nicht, dass wir die Ereignisse der Vergangenheit vergessen und verdrängen dürften, wir dürfen keine Decke des Schweigens darüber breiten, auch wenn manche uns einreden wollen, ein solches Schweigen sei mildtätig und könne eine heilende Wirkung ausüben. Das Gegenteil ist der Fall. Wenn wir eine Verständigung mit unseren Nachbarn finden wollen, kann diese nur über eine schonungslose Auseinandersetzung mit den dunklen Kapiteln der Vergangenheit führen. Denn auch die gehören zu Mitteleuropa, auch dazu müssen wir stehen. Auschwitz, Sobibór und Treblinka, die bloodlands, die der amerikanische Historiker Timothy Snyder so eindringlich beschreibt, die weite Gebiete Polens, der Ukraine und von Belarus umfassen, der Holocaust, die Massenerschießungen, Deportationen und Vertreibungen, die zahllose Menschen heimatlos machten, der von Stalin angeordnete Holodomor in der Ukraine, der bürokratisch geplante Hungertod von Millionen Menschen, alle diese Schrecken sind untrennbar mit der Geschichte Mitteleuropas verbunden. Sie haben die Länder und die Menschen auf Generationen hinaus geprägt. Auch die Kultur. Die Literaturen. Autoren wie Paul Celan, Imré Kertesz, Primo Levi, Aleksandar Tišma, Heinrich Böll, Ingeborg Bachmann, Herta Müller, Tadeusz Borowski, Hanna Krall, Swetlana Alexijewitsch, Mihail Sebastian, um nur ein paar zufällig herausgegriffene Namen zu nennen, haben sich in ihren Werken mit den düsteren Schatten der Vergangenheit auseinandergesetzt, nicht unter dem Vorzeichen der Unversöhnlichkeit und Rache, sondern im Versuch, das Unbegreifliche wenn schon nicht zu verstehen, so doch mit Worten zu erfassen, es literarisch zu deuten, zu registrieren, zu dokumentieren.

In ihren Werken lassen uns Künstler, Autoren und Filmemacher Blicke in die tiefsten Abgründe menschlichen Tuns und Denkens werfen, doch gleichzeitig steckt in jedem Werk ein Keim der Hoffnung. Denn allein die Tatsache, dass die Ge-

schehnisse, die Opfer wie die Täter dem Vergessen entrissen werden, ist von größter Bedeutung. Darin beweist sich die überlegene, das Böse überwindende Kraft der Kultur. Alle Tragödien, alle Verbrechen, alle Opfer und alle Täter müssen genannt, ihre Geschichten erzählt werden.

Das wissen auch die Mächtigen. Aus diesem Grund wird die Kultur, die sich frei äußert und nicht vereinnahmen oder gar das Wort verbieten lässt, von Diktaturen stets als größte Gefahr angesehen. Autoren und Publizisten sind in der Regel unter den ersten, die in totalitären Staaten schikaniert, eingesperrt oder ausgebürgert werden. Viele Kulturschaffende brachten den Mut auf, sich den Verführungen und Drohungen der Staatsmacht zu widersetzen, den Machthabern die kalte Schulter zu zeigen, obwohl sie das in vielen Fällen teuer bezahlen mussten, mit Publikationsverbot oder Gefängnis.

Die Auseinandersetzung zwischen den Herrschenden, die sich nicht auf Argumente, sondern auf Zensur und Repression stützen, und Vertretern der Kultur, die dem nichts entgegenzuhalten haben als ihre Integrität und den Glauben an das freie Wort, die Freiheit des künstlerischen Schaffens, findet auch heute statt.

Wir brauchen nur einen Blick in Länder wie Belarus zu werfen, aber auch in die Ukraine, wo das freie Wort von den Machthabern eingeengt, beschnitten und unterdrückt wird. Das geschieht, wohlgemerkt, nicht irgendwo in fernen, fremden Ländern mit noch fremderen, wilden Sitten, sondern in Mitteleuropa. Es ist unsere Pflicht, auf diese untragbaren Zustände hinzuweisen und dagegen zu protestieren, aus Gründen der Solidarität, aber auch im eigenen Interesse, denn Misstrauen gegenüber Andersdenkenden und die Unterdrückung unliebsamer Meinungen können ansteckend sein.

Mitteleuropa, das haben wir erfahren, hat zwei Seiten, eine lichte und eine dunkle. Dasselbe gilt für die Kultur. Denn auch Kulturschaffende haben sich schuldig gemacht, haben Zwietracht gesät und Hass. Wir brauchen nur an die zahllosen Werke einer kriegsverherrlichenden, nationalistischen, fremdenfeindlichen, antisemitischen Literatur zu denken, die im zwanzigsten Jahrhundert keineswegs nur in deutschsprachigen Ländern das Denken vergiftet hat. Unter diesen Autoren sind viele mittelmäßige und schlechte, die zu Recht dem Vergessen anheimfallen, aber auch hervorragende. Talent schützt nicht vor Torheit (und auch nicht vor Gemeinheit). In der Literatur gibt es giftige Blüten, die auf den ersten Blick vielleicht schön anzuschauen, aber gerade deshalb gefährlich sind.

Statt die Aussöhnung zu suchen, propagieren diese Autoren und ihre Werke einen nationalen Egoismus, ein kleinkariertes, engherziges, engstirniges Denken, das in der Verherrlichung der eigenen Nation auf Kosten anderer gipfelt. Und sie säen Misstrauen und Ängste vor dem Nachbarn, der neuerlich zum Feind erklärt wird. Die Argumente dafür werden nur zu oft aus der Geschichte geholt, in der es an Konflikten, kleineren und großen, nicht mangelt. Die werden ausgegraben, nicht, um ihre Wurzeln offen zu legen und auf diese Weise zu einer Verständigung zu gelangen, sondern um diese, im Gegenteil, zu erschweren, wenn nicht vollends unmöglich zu machen. Der polnische Intellektuelle Adam Michnik spricht in diesem Zusammenhang treffend von ei-

nem „Narzissmus der kleinen Unterschiede“, der bewirkt, dass sogar Angelegenheiten, die eigentlich unwichtig erscheinen, plötzlich die größte Bedeutung zugemessen wird.

Doch von solchen Umständen dürfen wir uns nicht entmutigen lassen, sie sind vielmehr eine Herausforderung, unsere Bemühungen zu verstärken. Wenn wir uns heute umschauen in Mitteleuropa, sehen wir, dass hier noch immer viele Vorurteile und Unwissen herrschen, vor allem gegenüber jenen Ländern, die hinter der neuen Grenze liegen, die unseren Kontinent zerschneidet und tiefe Gräben zwischen den Menschen hüben und drüben aufreißt. Ich will hier gar nicht von der neuen Fremdenfeindlichkeit sprechen, voran der Islamophobie, die ganz Europa wie eine Seuche erfasst hat. Es ist die vordringlichste Aufgabe der Kultur, diese Gräben zu überwinden, auf welchen Wegen auch immer. Da müssen wir viel Phantasie und Mut beweisen und vor allem Ausdauer.

Was jene Länder angeht, die der ukrainische Autor Jurko Prochasko so treffend den „verschollenen Teil Europas“ bezeichnet hat, haben wir noch viel nachzuholen. Da gibt es viel zu entdecken, nicht zuletzt auf dem Gebiet der Kultur. Um die Wirtschaft brauchen wir uns keine Sorgen zu machen, die Banken, Versicherungsanstalten, Kommunikationsunternehmen usw. sind längst vor Ort und machen Geschäfte, auch wenn die nicht immer gut ausgehen, wie die Erfahrungen der letzten Jahre lehren. Aber die Wirtschaftsleute haben den Sprung gewagt. Die Kultur ist viel zögerlicher, kulturelle Institutionen setzen kleinere Schritte, obwohl es ungemein wichtig wäre, gerade auf kultureller Ebene die Begegnung zu suchen, wo immer es möglich ist.

Seit März dieses Jahres kuratiere ich für die Leipziger Buchmesse ein Schwerpunktprogramm namens tranzyt, das drei Länder Polen, die Ukraine und Belarus umfasst. Wir präsentieren dort bekannte und neue Autoren und diskutieren Erscheinungen und Entwicklungen, die nicht nur die Menschen drüben betreffen, sondern uns alle, die sich Europa zugehörig fühlen. Auch in Leipzig geht es darum, Gräben zu überwinden, Gräben der Unwissenheit, der Ignoranz, der Gleichgültigkeit. Wir dürfen nicht zulassen, dass dieser gemeinsame Raum, verbunden durch die Kultur und Geschichte, neuerlich zerrissen wird. Die Buchmesse Leipzig ist ein wunderbarer Ort für so ein Unterfangen, sie bietet ein geeignetes Klima, um geistige Gräben und Grenzen zu überwinden, vor allem jene im Kopf. Ich bin dankbar, dass ich die Möglichkeit erhalten habe, dieses auf drei Jahre angelegte Programm zu gestalten. Es ist ein kleiner Schritt, aber immerhin.

Der aus dem Libanon gebürtige französischsprachige Autor Amir Maalouf bringt in seinem Essay „Die Auflösung der Weltordnungen“ die Überzeugung zum Ausdruck, „dass unser Wertesystem nur auf dem Vorrang von Kultur und Bildung gründen kann. Und dass das 21. Jahrhundert … durch die Kultur gerettet werden oder untergehen wird.“

Als ich 1965 zum ersten Mal nach Warschau kam, gab es dort noch einen jiddischen Verlag, „Idisz Buch“, in der ulica Nowogrodzka. Wie ich dorthin geriet, weiß ich nicht mehr. Ich lernte zwei Mitarbeiter des Verlags näher kennen, Szymon Gruber und Wolf Wasner, zwei ältere, liebenswürdige Herren, die gern mit dem jungen, unerfahrenen Besucher aus Österreich plauderten. Sie vermittelten nie den Eindruck, irgendwelche Ressentiments gegen mich und das Land, aus dem ich kam, zu hegen, obwohl sie die unrühmli-

che Rolle vieler Österreicher im Dritten Reich kannten. Wolf Wasner habe ich einmal erzählt, dass mein leiblicher Vater bei der SS und Gestapo gedient hat – vom Aufenthalt in Warschau wusste ich damals noch nichts. Er rückte nicht von mir ab und äußerte keinen Abscheu, obwohl er Grund genug dafür gehabt hätte. Er hatte zahlreiche Angehörige im Holocaust verloren. Er zeigte sich vielmehr wissbegierig und fragte nach näheren Umständen, nach meiner Heimatstadt Linz, die Hitler viel bedeutet hatte, nach meiner Familie, in welchem Geist ich großgezogen worden sei?

Das alles schien ihn zu interessieren, jedes Detail, wobei er kein Wort der Kritik äußerte, nur manchmal traurig den Kopf schüttelte, als könne er es nicht fassen, wozu Menschen imstande sind. Was ihn am meisten beschäftigte, war die Tatsache, dass ausgerechnet die Vertreter der deutschen Kultur diese irrwitzigen Verbrechen begangen hatten. Wasner stammte aus einer armen Familie, trotzdem hatten sie zu Hause, wie er erzählte, Werke von Schiller, Goethe und Heine in polnischer und jiddischer Übersetzung im Bücherschrank stehen. Diese Namen bedeuteten ihm viel. Die Menschen seien vielleicht Bestien, doch die Kultur behalte ihren Wert, das dürfe ich nie vergessen, sagte er einmal.

Von Szymon Gruber und Wolf Wasner habe ich viel über europäisches Denken und Toleranz und über die Bedeutung der Kultur gelernt. Und ich habe viel über die andere Seite Europas erfahren, die wir im Westen noch heute gern aus unserer Wahrnehmung ausblenden, weil es uns schwer fällt, Europa und seine Geschichte im Ganzen zu denken. Unvoreingenommen und ohne Klischees.

Ich danke Ihnen. «

Statement

Grundwerte demokratischer Kulturpolitik nach der Wende aufgrund des christ-demokratischen Wertesystems von József Antall

Prof. Dr. Gábor Erdődy

» Sehr geehrter Herr Präsident! Hochverehrte Damen und Herren! Liebe Gäste! Erlauben Sie mir, meine Ausführungen mit einem Zitat anzufangen: *„Solange ich an meinem Platz bin, wird in Ungarn Rechtstaatlichkeit und Verfassungsmäßigkeit herrschen. Ich werde es jedem und jeder politischen Gruppierung gegenüber verteidigen, komme es von rechts oder von links.“*

Mit diesen Worten bestimmte Antall den Wesen seiner Sendung als Ministerpräsident in seinem Interview am 22. Januar 1993, in dem Tagesblatt „Pesti Hírlap“.

Er sah in der umfassenden Freiheit von Kultur, Unterrichtswesen und Presse Faktoren von strategischer Bedeutung, die über die Qualität der Rechtsstaatlichkeit weitestgehend

mitentscheiden und deren Einschränkung er seiner klassischen liberal-demokratischen Auffassung entsprechend nur in einem Punkt für denkbar hielt, nämlich wenn Freiheit oder Rechte anderer verletzt werden würden. Der Pressefreiheit maß er in einer funktionierenden Demokratie als einem unabdingbaren Attribut der Freiheit schlechthin eine ganz besondere Funktion zu, die durch die völlige Freiheit von Kritik und Kommentar gekennzeichnet seien. Die Verbreitung von Lügen hielt er dagegen mit dem demokratischen Verhalten eines Journalisten für unvereinbar.

Ferner hielt er für unzulässig, dass die Parteien ihre politischen Kämpfe durch die Massenmedien austragen, wie er auch davor warnte – weil er darin eine Verzerrung sah, die um jeden Preis verhindert werden sollte –, dass die nationalen Medien von einer Partei, von Berufsgruppen, künstlerischen Richtungen oder kommerziellen Interessengruppen dominiert werden. Er war überzeugt, dass diesen Institutionen allgemein geachtete und überparteiliche Persönlichkeiten vorstehen sollten, die nicht zur Zuspitzung der Konflikte im geistigen Leben des Landes, sondern ganz im Gegenteil zu ihrer Auflösung beitragen sollten.

Antall zitierte gern einen Gedanken der größten Gestalt des ungarischen Vormärzes Graf István Széchenyi stets gleichsam als seinen eigenen. Im ungarischen politischen Diskurs gilt dieser Gedanke übrigens fast als ein Gemeinplatz: zur nationalen Erneuerung braucht man lediglich kluge und gebildete Köpfe. Im Zeichen dieser Annahme ging er in seinem Regierungsprogramm vom Mai 1990 auf die Förderung der Bildung, die Festigung der sozialen Funktion der Erziehung, die Modernisierung des Unterrichtswesens, die Reorganisation der nationalen Kultur und die Wiederbelebung der Traditionen der ungarischen Nation mit Nachdruck ein. Er hielt gleichzeitig zu seinem Bedauern fest, dass die Gegensätze, welche die ungarische Gesellschaft traditionsgemäß spalten, im Bereich der Kultur nicht einfach nur widerspiegelt werden, sondern sie werden mit den spezifischen Mitteln der Kunst sogar verschärft und vertieft.

Im Interesse des Vorwärtskommens des Landes bekannte sich Antall zu einer *„von Reformen getragenen Bildungspolitik“*, unterstrich aber unter dem Aspekt der täglichen Arbeit an den Schulen die Bedeutung der Garantie der Kontinuität auf der Basis der positiven Werte der historischen Traditionen. Er war nämlich überzeugt, dass die Erneuerung eines sich stets den neuen Anforderungen anpassenden Bildungswesens nur dann erfolgreich sein kann, wenn sie auf eine Stabilität der Werte zurückgreifen kann. Demokratische Unterrichtspolitik bedeutete für ihn die selbstverständliche Verwirklichung einer umfassenden Unterrichtsfreiheit, dass ausschließlich Eltern das Recht zusteht, über die Auswahl der Bildungs- und Erziehungsanstalten für ihre Kinder zu entscheiden, ferner dass die Autonomie der Selbstverwaltung der Schulen wiederhergestellt und ihr reibungsloses Funktionieren geleistet werden soll. Eine Forderung von gleicher Tragweite erblickte er in der Forderung nach Abschaffung der Unmündigkeit von Kindern und Eltern bzw. nach Wiederherstellung der Würde der Pädagogen.

Antall argumentierte engagiert dafür, dass die Wissenschaften in der Gesellschaft eine Schlüsselrolle zu spielen haben. Bei der einen Teil des Systemwechsels darstellenden Umgestaltung der Struktur des wissenschaftlichen Lebens und der Hebung seines Niveaus trat er dafür ein, dass dabei die Anpassung an die europäischen Normen von entschei-

dender Bedeutung sei. Auf dieser Basis erachtete er die Wiederherstellung der Freiheit der wissenschaftlichen Forschung sowie der Autonomie der Hochschuleinrichtungen und der Forschungsinstitute als eine der dringendsten Aufgaben. Er sah eine weitere Vorbedingung der „Bildung für die Zukunft“ in der „Wiederherstellung des Gleichgewichts“ zwischen Forschung und Hochschulwesen, d. h. in einem ausgewogenen Verhältnis zwischen der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, den Forschungseinrichtungen und den Universitäten. In diesen Reformprozessen sollte nach Antalls Ansicht der Ungarischen Akademie der Wissenschaften eine entscheidende Rolle zukommen, denn er erhoffte sich davon, dass die Akademie dank ihres hohen Ansehens zur Ausgewogenheit der einzelnen Bereiche der politischen Macht und somit zur Stabilität des Landes wird substantiell beitragen können.

Dass die Künste frei sind, war für Antall Selbstverständlichkeit. Für wichtig erachtete er dennoch, dass die künstlerische Tätigkeit nicht ganz den Marktverhältnissen preisgegeben werden darf, und somit unterstützte er auch nicht jene Vorschläge, die auf eine völlige Abschaffung staatlicher Subventionen abzielten. Er war nämlich überzeugt, dass künstlerische Tätigkeit nicht gänzlich den Marktverhältnissen ausgeliefert werden darf. Zugleich vertrat er sehr dezidiert den Standpunkt, dass eine Regierung durch die Subventionierung der Künste sich nicht das Recht erkauft, die künstlerische Freiheit zu verletzen, sich in den künstlerischen Schaffensprozess oder in die Beurteilung der Kunstwerke einzumischen.

Die historische Erneuerung des sich gegenseitig bedingenden Verhältnisses von Staat und Kirche war ein zentrales

Anliegen der kulturpolitischen Philosophie von Antall. In der Religionsfreiheit sah er eine der größten Errungenschaften des Systemwechsels und da er in der Religionsfreiheit eines der grundlegenden Menschenrechte erblickte, erkannte er auch, dass die Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche nicht nur ein grundlegendes Element der Demokratie, sondern zugleich auch ihre Probe ist. Von diesem Gedanken ließ er sich leiten bei der neuen Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche im Sinne der modernen Christdemokratie als er dem ungarischen Parlament

die Verabschiedung des vierten Gesetzes von 1990 „über Gewissens- und Redefreiheit sowie über die Kirchen“ vorschlug. Dieses Gesetz verankerte, dass der in weltanschaulicher Sicht neutrale Staat den Konfessionen im Zeichen der Gewissensfreiheit die völlige Rechtsgleichheit garantiert.

Bei Ablehnung der Alternative Staatskirche oder radikale Trennung wie in Frankreich sah Antall in dem in Deutschland und Österreich erfolgreich praktizierten Modell des sogenannten „Verbindungsmechanismus“ vieles, was er ebenso für übernehmenswürdig hielt wie die Praxis der „Zusammenarbeit“ bzw. der „fördernden Unterstützung“ in Spanien und Italien, wobei dieses Modell seine Aufgabe in der Realisierung des auch vom Vatikan geförderten Prinzips der „Trennung und Zusammenarbeit“ erkannte.

In seinem Regierungsprogramm und in seinem Wirken als Ministerpräsident machte Antall unmissverständlich, dass er als für die Autonomie der Kirchen eintretender Staatsmann stets auf der Basis der vollständigen und realen Trennung von Staat und Kirche handeln will. Dazu hielt er die restlose und umfassende Wiederherstellung der Funktionsfähigkeit der Kirchen sowie die Garantie ihrer wirtschaftlichen Autonomie für notwendig. Er erinnerte wiederholt daran, wie hoch er das Sendungsbewusstsein der Kirchen „in der Vergangenheit und auch in der Zukunft“ einschätzt und betonte unter Berufung auf seine eigenen Erfahrungen, dass die Geschichte die Bedeutung der Kirchen vor allem im sozialen Bereich und im Bereich des Unterrichtswesens bestätigen wird. Damit die Kirchen ihrer historischen Mission beim Wiederaufbau der Nation erfolgreich nachkommen und ihre Sendung voll erfüllen können, hielt Antall die strenge Wahrung der Distanz von den aktual- und parteipolitischen Auseinandersetzungen für unabdingbar. „Für die Kirchen stehen nicht die parlamentarischen Auseinandersetzungen und die Konflikte der Parteien im Mittelpunkt des Interesses, denn sie müssen bestrebt sein, die großen Fragen zu lösen, die die ganze Gesellschaft betreffen“ – hielt er in einem seiner Interviews fest.

József Antall war ein unerschütterlicher Anhänger der Ökumene, des fruchtbaren Zusammenwirkens zwischen den Konfessionen. Seine Überzeugung von der historischen Bedeutung des interkonfessionellen Dialogs wurde in entscheidendem Maße von dem das nationale Erbe bereichernden Wirken der protestantischen Kirchen Ungarns mitgeprägt.

Mit Blick auf die großen Leistungen der Kirchen in der Durchführung des Systemwechsels hat Antall ihr hohes Bewusstsein stets gewürdigt, wobei er nie müde wurde, die Bedeutung ihrer universalen Werte und ihren unermüdlichen Beitrag zur Erneuerung des Katholizismus und zur Festigung „unseres gemeinsamen Europäertums“, ferner zur Wahrung und Weiterentwicklung der ungarischen Kultur und unserer nationalen Identität, sowie zur Wahrung und Bereicherung der europäischen und christlichen Werte hervorzuheben.

„József Antall war eine geschichtsgestaltende Persönlichkeit. Die Ungarn sind ihm schuldig, alles dafür zu tun, sein Land auf dem von ihm bestimmten Weg, von der Willkürherrschaft in die Freiheit zu führen“ – betonte Margaret Thatcher, die britische Ministerpräsidentin in ihrer zukunftsorientierenden Erinnerung an József Antall anlässlich seines Todes. «

Statement

Der Vertreibungsdiskurs als konstitutierendes Element des heutigen Mitteleuropa

Prof. Dr. Stefan Troebst

➔ ***Mirko Schwanitz*** *(Moderation)**:***
Herr Prof. Troebst, Sie beschäftigen sich schon sehr lange mit Mitteleuropa, gelten als einer der Mitteleuropaexperten in Deutschland. Was war es eigentlich, das für Sie diesen Raum so faszinierend machte, dass Sie ihn zum Thema Ihres Lebens gemacht haben?

➔ ***Prof. Dr. Stefan Troebst:***
Eine schwierige Frage, die insofern nicht ganz präzise ist, da mein Einstieg in die Beschäftigung mit dem Zentrum und der Osthälfte Europas nicht in Mitteleuropa, sondern auf dem Balkan lag. Ich würde sogar sagen, der Impuls war gegenteiliger Art: Ich habe in den Siebzigerjahren in

der alten Bundesrepublik studiert und damals war es relativ schwierig eine Finanzierung für ein Studium zu bekommen, es sei denn, man entschloss sich ins Ausland zu gehen, denn dafür stellte der Deutsche Akademische Austauschdienst großzügige Stipendien zur Verfügung. Der DAAD hat daher mein Studium fast zu Gänze finanziert, nämlich mittels dreier Jahresstipendien im Ausland. Die anfängliche Überlegung war: Wo gehe ich hin? In die Sowjetunion, die ich von einem Sprachkurs in Wolgograd im heißen Sommer 1973 kannte und die mich am meisten gereizt hätte, konnten damals nur Graduierte, keine Studienanfänger wie ich. Polen, Tschechoslowakei, dachte ich, das ist Mitteleuropa und damit praktisch wie Deutschland – also vermutlich eher langweilig. Da ich Slawistik studierte, kamen Ungarn und Rumänien nicht infrage, da man dort keine slawische Sprache spricht. In Jugoslawien war ich schon einmal im Urlaub gewesen, glaubte dieses Land also bereits zu kennen. Albanien war damals nicht im Angebot des DAAD, abgesehen davon, dass dort auch keine slawische Sprache gesprochen wird. Blieb also nur noch ein einziges Land übrig: Bulgarien. Zufällig hatte die damalige Bundesregierung gerade ein Kulturabkommen mit Bulgarien abgeschlossen. Wie ich erst später erfahren habe, hatten sich 300 Bulgaren gemeldet, um in der Bundesrepublik Deutschland zu studieren. Es hatte sich aber kein Bundesbürger freiwillig gemeldet, um in Bulgarien zu studieren – ich war der erste. Mir wurde dann hinterher gesagt, ich hätte mich beim Bewerbungsgespräch mit einer DAAD-Auswahlkommission noch so dumm anstellen können, ich hätte das Stipendium auf jeden Fall bekommen. Das war dann der Grund, dass ich 1976, im dritten Semester, an die Kliment Ochridski-Universität nach Sofija gegangen bin. Dabei habe ich festgestellt, dass das Image Bulgariens als grauer kommunistischer Diktatur, wie es im Westen vorherrschte, zumindest teilweise unzutreffend war: Im Geschichtsstudium wurde der Stalinismus kritisch beleuchtet und an Sofijoter Kiosken konnte man westliche Zeitungen wie die „Süddeutsche" problemlos kaufen – allerdings für den zwanzigfachen Preis einer bulgarischen Tageszeitung, aber immerhin. Anschließend bin ich 1979 mit einem DAAD-Graduiertenstipendium nach Jugoslawien an die Kyrill und Method-Universität in Skopje und 1980 in die USA an die Indiana University nach Bloomington. Im Zuge des Zerfalls des ehemaligen Jugoslawien bin ich dann 1992/93 an meinen Studienort Skopje, jetzt Hauptstadt des neuen Staates Makedonien, zurückgekehrt, diesmal in anderer Funktion, als vom Auswärtigen Amt entsandtes deutsches Mitglied einer Langzeitmission der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, heute OSZE.

➔ ***Mirko Schwanitz:***
Und Mitteleuropa? Es wurde ja dann doch zu Ihrem zentralen Forschungsgegenstand.

➔ ***Prof. Dr. Stefan Troebst:***
Ja, das hat ganz wesentlich mit einer Spezifik der sächsischen Wissenschaftspolitik zu tun. Der letzte Bildungsminister der Deutschen Demokratischen Republik, der dann der erste Bildungsminister des Freistaat Sachsen wurde, Professor Hans-Joachim Meyer, hat ganz gezielt außeruniversitäre Forschungseinrichtungen mit Regionalschwerpunkten auf Mittel- und Osteuropa in Sachsen gefördert bzw. angesiedelt. Das trifft zum Beispiel auf das Leibniz Institut für Länderkunde in Leipzig, das größte geografische Forschungsinstitut Deutschlands, zu, desgleichen

auf das Simon Dubnow Institut für jüdische Kultur und Geschichte, vor allem aber auf eine Neugründung mit dem komplizierten Namen Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO), das seit 1995 in Leipzig existiert. 1999 bin ich selbst zu dieser Einrichtung als stellvertretender Direktor gestoßen sowie als Professor für Kulturstudien Ostmitteleuropas an die Universität Leipzig berufen worden, die gleichfalls einen Schwerpunkt auf dem östlichen Europa aufweist. Ich füge an, dass wir in Leipzig Ostmitteleuropa räumlich in einem weiteren Sinne begreifen, nämlich mit dem polnischen Historiker Oskar Halecki als die Region zwischen Ostsee, Adria und Schwarzem Meer. In Leipzig beschäftige ich mich mit Themen wie der Konstruktion einer historischen Meistererzählung im neuen Staat Ukraine, dem Einfluss von Armeniern auf Wirtschaft und Kultur Ostmitteleuropas vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert oder der „Slawischen Idee", also der Vorstellung einer Zusammengehörigkeit aller Slaw(ischsprechend)en, in der Gegenwart analog zum Panslawismus vergangener Zeiten.

» Ich werde hier einen Vorgriff und einen Rückgriff unternehmen. Der Vorgriff bezieht sich auf unser erstes Panel zur Erinnerungskultur, vor allem zu den Materialisierungen von Erinnerungskultur in Form von Monumenten und Museen.

Der Rückgriff bezieht sich auf das Auftaktreferat von Martin Pollack, der uns daran erinnert hat, dass Mitteleuropa nicht nur eine Region von Kooperation und Konsens, sondern vor allem auch eine von Konflikt, von exzessiver Gewalt ist – in Form von Staatenkriegen, Bürgerkriegen, Genoziden wie dem Holocaust und dem Porajmos, also dem nationalsozialistischen Massenmord an den Roma Europas, der ganz wesentlich in Mitteleuropa stattgefunden hat. Zu nennen sind weiter Zwangsarbeit, ethnische Säuberung und Vertreibung, hier als quantitativ größtes Geschehen Flucht und Vertreibung von geschätzt 12 bis 14 Millionen Deutschen aus dem östlichen Mitteleuropa ab 1945. Wobei Flucht und Vertreibung natürlich unterschiedliche Phänomene sind. Der ehemalige Bundespräsident Horst Köhler hat immer gesagt: Ich bin kein Vertriebener, sondern ein Flüchtling. Denn seine Familie ist aus dem vormals rumänischen, aber 1940 sowjetisch gewordenen Bessarabien im Zuge des Hitler-Stalin-Paktes umgesiedelt worden, in die Region Zamość im damaligen Generalgouvernement, einem Teil des von NS-Deutschland besetzten Polen. Das war keine Vertreibung durch den Stalinismus oder die Rumänen, sondern das war eine Initiative die vom Deutschen Reich selbst ausging. Erst als die Rote Armee 1944 in die Region Zamość vorrückte, ist die Familie Köhler nach Sachsen, nach Markkleeberg bei Leipzig geflohen. Nach dem Arbeiteraufstand vom 17. Juni 1953 in der DDR flohen die Köhlers weiter in die Bundesrepublik Deutschland, nach Backnang in Baden-Württemberg. Mit anderen Worten: Die Flucht dieser Familie, die stellvertretend für viele deutsche Familien steht, begann 1940 in Bessarabien und endete eigentlich erst 1957, als die Familie aus einer provisorischen Baracke erstmals in eine richtige Wohnung umgezogen ist. Das heißt also, es ist ein Zeitraum von 17 Jahren, den dieses Geschehen mehrfacher Fluchten in Anspruch genommen hat.

Was ich kurz darstellen möchte, ist ein mitteleuropäischer Prozess, in dem Konflikt und Konsens eng miteinander verwoben sind und den ich „Vertreibungsdiskurs“ nenne. Nach der „Wende“ bzw. der „friedlichen Revolution“ von 1989 in Mittel- und Osteuropa ist das Tabuthema der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei, aus Polen und aus anderen Staaten der Region vor allem von den Historikern dort aufgearbeitet worden. Davor war das, wie gesagt, tabuisiert. Dieser Tabubruch hat zu einer starken Intensivierung des polnisch-deutschen Historikerdialogs in den Neunzigerjahren geführt. Große Publikationsprojekte und Quelleneditionen entstanden in bilateraler Kooperation, sodass man eigentlich Ende der Neunzigerjahre der Meinung war, dieses tragische Kapitel der Zeitgeschichte habe man jetzt bewältigt, es könne also ad acta gelegt werden. Das war, wie sich herausgestellt hat, ein grandioser Irrtum, denn 1999 wurde das Thema Vertreibung erneut auf die Tagesordnung Europas gesetzt.

Wie Sie sich erinnern, haben 1999 Armee, Miliz und Freischärler Serbiens fast eine Million Albaner aus dem Landesteil Kosovo in die benachbarten Staaten Makedonien und Albanien vertrieben. Durch das Eingreifen der NATO konnte dieses Vertreibungsgeschehen binnen weniger Monate rückgängig gemacht werden – ein in der Geschichte europäischer Zwangsmigrationen höchst ungewöhnlicher Vorgang. Die Bilder der Vertreibungstrecks haben in Deutschland und Polen die Erinnerung an die „eigene“ Vertreibung, an Deportation, Flucht, Zwangsumsiedlung u. a. wieder wach gerufen.

Eine politische Folge im wiedervereinigten Deutschland war – und jetzt komme ich zum Vorgriff –, dass der Bund der Vertriebenen (BdV), anknüpfend an diese Massenvertreibung der Kosovo-Albaner, sein Vorhaben vorstellte, eine Stiftung namens „Zentrum gegen Vertreibungen“ einzurichten, die mit Zuschüssen der öffentlichen Hand eine Dauerausstellung in Berlin in unmittelbarer Nähe des noch in Bau befindlichen Denkmals für die ermordeten Juden Europas zeigen solle. In den Nachbarstaaten, vor allen in Polen und in der Tschechischen Republik, löste dies heftige Gegenreaktionen aus. Die „Täternation“ der Deutschen, so der Vorwurf bzw. Verdacht, wolle sich zur „Opfernation“ umstilisieren. Vor allem der in den Folgejahren eskalierende

deutsch-polnische und deutsch-deutsche Streit über das BdV-Projekt nötigte die Parlamente, Präsidenten und Regierungen in Berlin und Warschau zum Handeln.

Der Deutsche Bundestag hat auf Initiative des SPD-Politikers und letzten Außenministers der DDR, Markus Meckel, 2002 eine Resolution verabschiedet, in der das BdV-Projekt modifiziert, da europäisiert wurde. Sein Vorschlag war, ein „Europäisches Zentrum gegen Vertreibungen" einzurichten, und zwar im vormals deutschen Breslau, heute Wrocław in Polen. Diese Initiative hat ihr Ziel indes verfehlt, denn die massiven bilateralen Polemiken haben sich nicht beruhigt, sondern sind 2003 deutlich eskaliert. Dies wiederum nötigte die beiden damaligen Staatspräsidenten Aleksander Kwaśniewski und Johannes Rau zum Eingreifen. In ihrer „Danziger Erklärung" riefen sie dazu auf, das schwierige Thema der Vertreibung in einem deutsch-polnischen Dialog zu erinnern.

Das wiederum hat dann 2004 eine interessante Folge gehabt, nämlich eine wahrhaft mitteleuropäische Initiative zur Gründung eines transnationalen Netzwerks mit dem Ziel konstruktiver Bearbeitung des Konfliktthemas Vertreibung. Man hat es damals das „Visegrád+2-Projekt" genannt.

„Visegrád" meint den Zusammenschluss der drei mitteleuropäischen postkommunistischen Staaten – Tschechoslowakei, Polen, Ungarn –, die damals durch die samtene Scheidung der Tschechen von den Slowaken schon vier waren. Und „+2" meint gemeinsam mit Österreich und Deutschland.

Als es an die konkrete Aushandlung ging, stellten die federführenden Kulturminister von fünf der sechs beteiligten Länder bald fest, dass ein Partner nicht bereit war, eine gemeinsame Vertreibungserinnerung mitteleuropäischer Art zu begründen, nämlich Prag. In der Folge knüpfte Österreich seine Zusage auf Mitarbeit an die Bedingung, dass die Tschechische Republik mitmache, stieg also ebenfalls aus. Das jetzt nur noch quadrilaterale Unternehmen mit Polen, Ungarn, der Slowakei und Deutschland als Partner wurde 2005 rechtlich festgezurrt – unter dem Namen „Europäisches Netzwerk Erinnerung und Solidarität". Den Begriff „Vertreibung" wollte die polnische Seite unter gar keinen Umständen im Titel haben, da in Warschau die Befürchtung bestand, dass die Vertreibung der Deutschen von Berlin als Gegengewicht zu nationalsozialistischem Besatzungsterror, Vernichtungskrieg, Zwangsumsiedlung, Massenmord, Holocaust, Porajmos usw. aufgebaut wird. Der Kompromiss, den man dann gefunden hat, war die thematische Ausweitung auf sämtliche tragischen Aspekte des 20. Jahrhunderts in Mitteleuropa – unter Einbeziehung der Vertreibung der Deutschen, aber nicht als alleinigem Schwerpunkt. Am Begriff „Solidarität" im Namen des Netzwerks können sie unschwer den polnischen Input erkennen – er zielt natürlich auf die polnische Solidarność-Bewegung. Rafał Rogulski vom Warschauer Büro des Netzwerkes ist heute hier und wird darüber später noch etwas sagen.

Im Sommer 2005 war das Netzwerk zwar gegründet, doch mit dieser Internationalisierung war die Kuh noch nicht vom Eis. Denn bald danach gab es Parlamentswahlen – nicht nur in der Bundesrepublik Deutschland, sondern bekanntlich auch in Polen. In beiden Staaten sind politisch anders als ihre Vorgängerregierungen geartete Koalitionen ans Ruder

gekommen, mit der Folge, dass keine wirkliche Beruhigung im polnisch-deutschen Streit über die Vertreibung eintrat. Zwar wurde das private Projekt eines „Zentrums gegen Vertreibungen“ in Deutschland zu einem staatlichen Vorhaben namens „Sichtbares Zeichen gegen Flucht und Vertreibung“ umgewandelt und damit beträchtlich entschärft, doch von Polen weiterhin argwöhnisch beäugt. Mein Warschauer Historikerkollege Paweł Machcewicz, der gleich mir selbst an der Aushandlung des „Europäischen Netzwerks Erinnerung und Solidarität“ maßgeblich beteiligt war, schlug 2007 ein polnisches Gegenprojekt zum Berliner Vorhaben in Gestalt eines Museums des Zweiten Weltkriegs in Danzig/Gdańsk vor – also dort, wo am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg durch den ohne Kriegserklärung erfolgten Angriff des „Dritten Reiches“ begonnen hat. Der amtierende Ministerpräsident Donald Tusk griff diesen Vorschlag umgehend auf und setzte einen internationalen Beirat ein, in dem auch ein deutscher Historiker vertreten ist. Das Museum soll am 1. September 2014, am 75. Jahrestag des deutschen Überfalls auf Polen, eröffnet werden. Es liegt in unmittelbarer Nähe des historischen Ortes der Westerplatte, einer Halbinsel im damaligen Freistaat Danzig, auf der die polnische Armee einen kleinen Militärposten zur Sicherung der Einfahrt zum Hafen Danzig unterhalten durfte.

Das zum „Sichtbaren Zeichen gegen Flucht und Vertreibung“ mutierte „Zentrum gegen Vertreibungen“ machte 2009 eine neuerliche Wandlung durch und wurde durch Beschluss des Deutschen Bundestages zur Bundesstiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“. Das historische Deutschlandhaus am Anhalter Bahnhof im Zentrum Berlins wird demnächst zu einem Hightech-Museum samt Dokumentationszentrum für die Stiftung umgebaut; die Dauerausstellung dort zu Zwangsmigrationen im Europa des 20. Jahrhunderts soll ca. 2016 eröffnet werden. Nicht zufällig sind im wissenschaftlichen Beraterkreis dieser Stiftung, der aus 15 Personen besteht, drei namhafte Zeithistoriker aus mitteleuropäischen Nachbarstaaten vertreten – Piotr Madajczyk aus Warschau, Krzysztof Ruchniewicz aus Breslau und Krisztián Ungváry aus Budapest. Die beiden polnischen Kollegen wurden, als sie dieses Mandat übernommen haben, von Teilen der polnischen Medien heftig dafür beschimpft. Aber sie haben sich davon nicht beirren lassen, sondern haben gesagt: „Wir sind Wissenschaftler, wir sind autonom, Medien und Politik haben uns überhaupt nichts zu sagen!“ Man muss ihnen hoch anrechnen, dass sie in dem dann wiederum sehr lang gezogenen Prozess der Erarbeitung einer Konzeption dieser Stiftung bei der Stange geblieben und nicht abgesprungen sind.

Mit anderen Worten: Demnächst werden wir zwei große neue Geschichtsmuseen in Mitteleuropa haben – eines in Danzig, eines in Berlin –, die eine deutliche thematische Überlappung aufweisen, aber mutmaßlich das 20. Jahrhundert unterschiedlich interpretieren werden.

Was potenziell eine konfliktträchtige Situation sein könnte – zwei zeithistorische Museen mit unterschiedlichen Botschaften in zwei Nachbarländern der EU –, ist es in der Realität allerdings nicht, da die Historiker und Museumsexperten, die an diesen Projekten konzipierend und planend bzw. in den entsprechenden Gremien beteiligt sind, sich sämtlich von vorherigen Kooperationen gut kennen und in ständigem Kontakt stehen. Das meinte ich mit dieser paradigmatisch mitteleuropäischen Geschichte: Dass aus einem konflikthaften Geschehen samt divergierenden Deutungen wenn nicht ein Konsens, so doch ein „to agree to disagree“ resultiert.

Vielleicht noch als Fußnote dazu: Ich habe vorhin gesagt, die tschechische Seite ist aus dem „Europäischen Netzwerk Erinnerung und Solidarität“ zu einem frühen Zeitpunkt ausgestiegen. Das heißt aber nicht, dass in der Tschechischen Republik unter tschechischen Zeithistorikern Zwangsmigration, Flucht, Vertreibung, ethnische Säuberung u. a. kein Thema wären. Kristina Kaiserová ist hier im Saal, die maß-

geblich durchgesetzt hat, dass in dem neuen Museum zur Stadtgeschichte der nordböhmischen Stadt Ústí nad Labem/Aussig an der Elbe ein Teil zur Geschichte der Aussiger Deutschen eingebaut wird und dass in diesem Teil ihre Vertreibung im Jahr 1945 eine wichtige Stellung einnimmt.

Als letztes möchte ich auf die Besonderheiten der räumlichen Lage dieser drei Museumsprojekte hinweisen: Im polnischen Fall hatte ich bereits erwähnt, dass das Museum der Geschichte des Zweiten Weltkrieges in Danzig in Sichtweite der Westerplatte an der Mottlau erbaut wird. Hinzu kommt, dass wenige hundert Meter entfernt, auf dem Gelände der ehemaligen Lenin-Werft Danzig, derzeit das Europäische Solidarność-Zentrum entsteht – eine Forschungs- und Bildungsstätte samt Museum und Archiv, die der von Lech Wałęsa geführten Gewerkschaftsbewegung gewidmet ist, welche den „friedlichen Revolutionen“ in Mitteleuropa im Epochenjahr 1989 den Weg gebahnt hat. Die Dauerausstellung der Bundesstiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ in Berlin im Deutschlandhaus an der Ecke Anhalterstraße/Stresemannstraße wiederum liegt ungefähr 350 Meter Luftlinie vom Denkmal für die ermordeten Juden Europas entfernt und grenzt unmittelbar an das Dokumentationszentrum Topografie des Terrors an, also an den ehemaligen Sitz des Reichssicherheitshauptamtes, der Zentrale von SS und SD. Die kausale Verbindung zwischen dem nationalsozialistischen Terror und der Vertreibung der Deutschen wird hier also regelrecht visualisiert. Und ähnlich ist die räumliche Lage des Museums in Ústí, das nur wenige hundert Meter von der Elbebrücke entfernt ist, auf der im Sommer 1945 eine der schlimmsten Vertreibungsexzesse stattgefunden hat. Mit anderen Worten: Bei allen drei mitteleuropäischen Lieux de mémoire liegen Erinnerung und Geschichte ganz dicht beieinander.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass es auch und gerade in Mitteleuropa zum Teil gravierende Unterschiede in der Bewertung der Geschichte des 20. Jahrhunderts aus nationalstaatlicher Sicht gibt. Das typisch Mitteleuropäische daran ist aber, dass ein solcher „Abgleich nationaler Gedächtnisse“, wie der Leipziger und Tel Aviver Historiker Dan Diner dies nennt, überhaupt möglich ist – Briten und Iren, Serben und Kroaten, Spanier und Basken tun sich diesbezüglich wesentlich schwieriger. Gründe für diese mitteleuropäische Besonderheit sind neben der „Ökumene der Historiker“ die „Ökumene“ derjenigen Politiker in den Staaten der Region, die aus den oppositionellen Bürgerbewegungen der Zeit vor 1989 kommen. «

Statement

Bürgerschaftlich organisierte Kultur

Ulf Großmann

→ ***Mirko Schwanitz*** *(Moderation)**:***
Herr Großmann, wann haben Sie ganz persönlich das erste Mal die Erfahrung gemacht, dass mittels Kultur sich Vorurteile wirklich in Luft auflösen können?

→ ***Ulf Großmann:***
Am 1. Juni 1990 kam ich, wie man so schön sagt, wie die Jungfrau zum Kind. Am Vortag, keine 12 Stunden zuvor wurde ich in der Stadtverordnetenversammlung zum Dezernenten gewählt und gleich am nächsten Tag wurde die neue Arbeit aufgenommen. Zu den vielen ehrenvollen Aufgaben gehörte nun auch, politisch für viele Angelegenheiten, unter anderem für Kultur, zuständig zu sein.

Ziemlich schnell kamen unsere polnischen Kollegen auf mich zu und sagten: „Jetzt ist der Eiserne Vorhang gefal-

len. Was können wir nun gemeinsam tun?“ Durch unsere Stadt gingen damals im Grunde genommen alle Grenzen, die Europa zu der Zeit zu bieten hatte. Später begannen die Grenzen nach und nach zu fallen. Für Polen hat es bis zum Beitritt zur Europäischen Union und zum Schengener Abkommen eine geraume Zeit gedauert. Wir gehörten mit dem Beitritt zur Bundesrepublik Deutschland ab 3.Oktober 1990 zur Europäischen Union. Der damalige Bürgermeister in Zgorzelec hatte schon sehr frühzeitig erkannt, was zu tun war. Aber wo sollte man beginnen? Wir fingen an den Punkten an, wo unsere Sprachbarrieren nicht hinderlich waren. Wir begannen bei der Jugend. Lasst uns Sportprojekte, lasst uns Musikprojekte, lasst uns Projekte im Bereich der bildenden Kunst gemeinsam organisieren, war das Motto dieser Jahre. Das sind alles weitestgehend nonverbale Bereiche. Die Fußballregeln sind überall gleich und zum Basketballspiel bedarf es auch keiner mündlichen Erklärung. Die Sprache der Musik ist eine internationale und die Notenschrift versteht man auf der ganzen Welt. Es hatten sich relativ schnell sehr viele Initiativen gebildet, die in das über Jahrzehnte entstandene Vakuum, in die Sprachlosigkeit zwischen den beiden Völkern hineingegangen sind. Wir hatten verschiedene gemeinsame Orchester und Initiativen der Bildenden Kunst. Der praktische Austausch und die Begegnungen waren natürlich noch ziemlich kompliziert gewesen. Es bestand ja die Grenze zwischen beiden Städten. Jeder Grenzübertritt mit Instrumenten oder Bildern wurde zum Erlebnis! Aber man konnte sehen, wie plötzlich die Menschen, die sich auf diesen Weg begeben haben, auch aufgeblüht sind. Wie man sich auch ohne das, was wir als Kern von Identifikation verstehen, nämlich das gemeinsame sprachliche Verständnis, doch schnell auch miteinander verständigen kann, wenn man nur will. Vor allem die jungen Leute sind vorbehaltslos an die Verständigungsarbeit heran gegangen. Das hat bis heute angehalten.

» Wir wissen, dass das alte nationalstaatliche Europa auf dem Konzept der Grenzen beruht. Wir haben soeben viel Interessantes dazu gehört. Und es sind nicht nur die Sprach- und Kulturgrenzen, es sind vielerlei andere Grenzen mehr. Einerseits die Abgrenzung nach innen, die auf die nationale Orientierung hin ausgerichtet ist, und andererseits die Abgrenzung nach außen zu den Nachbarn, die eigentlich erst mit dem Fall des Eisernen Vorhangs, also mit dem Jahr 1989 politisch gescheitert ist. Ich sage ganz bewusst politisch beendet worden ist oder überholt war, denn in den Köpfen der Menschen sind in der Tat auch 20 Jahre nach dem Fall der verschiedenen Vorhänge und des Absenkens von Grenzen in Europa häufig noch Grenzen und Barrieren vorhanden.

Die Idee eines gemeinsamen „Mitteleuropas“ meint eben nicht nur die zwischenstaatliche Ebenen oder die föderalen Wirtschaftsräume, sondern nimmt vor allem Bezug auf die Kultur in der Region, im Rahmen einer grenzübergreifenden, bürgerschaftlich geprägten und gestalteten Kultur.

Es entstehen Partizipationsmöglichkeiten, mit denen ganz früh Erfahrungen geschaffen werden, die auch die Politik und die Wirtschaft voranbringen. Im Ergebnis bildet sich durch die kollektive Erfahrung von Zusammengehörigkeit

ein gemeinsames Gefühl von „Heimat Mitteleuropa“ heraus. Und da bin ich schon, Herr Präsident, gedanklich bei unserem nächsten Forum im kommenden Jahr, bei dem wir uns mit dem Thema „Heimat“ beschäftigen werden.

Nun drei Anmerkungen zu bürgerschaftlich organisierter Kultur:

Erstens:

Das Europa der Regionen heißt Grenzen überwinden: An den Grenzen wird ein Staat sichtbar.

Das wird ganz besonders deutlich, wenn man an einer Grenze entlanggeht und Schilder mit der Aufschrift „Achtung Staatsgrenze“ liest. Dann heißt das: hier ist für dich als Bürger meines Landes das Ende meines Bewegungsraums. Ab hier passiert etwas Anderes, etwas Neues. Solche Schilder, die nach allen vier Himmelsrichtungen Grenzen markierten, haben uns viele Jahre lang in der ehemaligen DDR geprägt. Der Historiker Jürgen Osterhammel schreibt in seinem Buch „Die Verwandlung der Welt“: „Erst in den 1960er Jahren kam das Grenzdenken des 19. Jahrhunderts zur vollen Entfaltung.“

Ohne Zweifel bezieht er sich unter anderem auf die Ereignisse des 13. August 1961, den Mauerbau.

Zweitens:

Im Zeichen der Euro-Krise, die auch eine Wirtschafts- und, wie wir immer mehr wissen, eine Wertekrise ist, fordern Intellektuelle, Schriftsteller und Philosophen eine Rückbesinnung auf ein demokratisches Europa der Regionen.

Dazu drei Beispiele: Jürgen Habermas hat in seiner Rede kürzlich auf dem Juristentag am 21. September 2012 konstatiert, dass die Beibehaltung der gemeinsamen Währung nur möglich ist, wenn es zugleich einen demokratischen Transfer über die Grenzen hinweg gibt. Und er sagt, ich zitiere: „Die Nationalstaaten müssen ihre Souveränität an ein demokratischeres Europa abgeben.“ Ziel muss es sein, „vertiefte politische Integration hervorzurufen.“ Habermas fordert eine europäische Öffentlichkeit mit mehr Partizipationsmöglichkeiten der Bürger über die Ländergrenzen hinweg.

Ein zweiter Zeuge soll angeführt werden: Der österreichische Schriftsteller Robert Menasse veröffentlichte am 06. September 2012 in der Süddeutschen Zeitung einen „dringenden Appell, endlich die nationale Demokratie zu überwinden“. Dies, so schreibt er, „sei ein Modell des 19. Jahrhunderts“. Die Lösung sieht er in einem „Europa der Regionen“. Das ist nicht ganz neu, aber es ist gut, wenn es immer wieder postuliert wird, wenn er schreibt, ich zitiere: „Die Regionen sind der Reichtum dieses Kontinents, die Nationen aber sind historisch erschöpfte Identitätsfantasien.“ Da sind wir ganz nah an dem Zitat dran, was Dr. Martin Pollack vorhin von J. Prochasko vortrug: „Europa ist etwas Gemachtes, nichts Gegebenes.“

Und ein dritter Zeuge sei bemüht: Der Schweizer Philosoph Hermann Lübbe hält in seinem Beitrag für den von der Kulturstiftung und der Konrad-Adenauer-Stiftung herausgegebenen Band „Zukunft Heimat“ (erscheint im Oktober 2012) trotz der voranschreitenden Vernetzung globaler Politik und der Omnipräsenz technischer Infrastrukturen an der Idee fest, den Eigensinn regionaler Kultur und Politik im Sinne einer „Revitalisierung des Föderalismus“ engagiert zu ver-

treten. Die entscheidende Herausforderung liegt für ihn darin, tragfähige politische Strukturen zu schaffen, um Regionalismus und internationale Politik miteinander zu vernetzen. Es müssen verstärkt Partizipationsmöglichkeiten geschaffen werden, damit im Ergebnis durch die kollektive Erfahrung von Zugehörigkeit ein Gefühl von Heimat in der Bürgerschaft entsteht.

Drittens:

Bürgerschaftlich organisierte Kultur hilft Grenzen überwinden und fördert die europäische Gemeinschaft auf lokaler und auf regionaler Ebene.

Die Kulturen in Mitteleuropa haben, historisch gesehen, nicht nur Konflikte ausgetragen, sondern sie haben auch über Jahrhunderte friedlich nebeneinander und miteinander gelebt und gewirkt. Wenn man diese Tradition aufgreift, könnte man zur europäischen Integration einen wichtigen Beitrag leisten. Gerade die bürgerlich organisierte Kultur ist geeignet, die in der derzeit europäischen Krise zutage tretenden Defizite an Demokratie und Bürgerbeteiligung abzubauen. Nicht das Eigene der Nationen, das Nationale also, wird betont, sondern das grenzüberschreitend gemeinsame Denken und eben das gemeinsame Handeln. Das „Grenzland“ Sachsen, meine Damen und Herren, hat und sieht hier enorme Chancen, auch in diesem „Mitteleuropa“ ein Wegbereiter zu sein und eine Schlüsselfunktion einzunehmen.

Nun könnte ich an diesem Punkt über unzählige Projekte und Initiativen sprechen und über Akteure, die sich in meiner Stadt und unserem Land hervorgetan haben, reden. Über Menschen, die sich für dieses grenzüberschreitende Denken und Handeln seit Jahren mit unterschiedlichem Erfolg, aber in der Regel mit der Zufriedenheit, am Ende einen Beitrag zur Verständigung geleistet zu haben, engagieren.

Kürzlich rief mich der Direktor der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit aus Warschau an und er sagte mir, dass er eine Anfrage einer deutschen Universität bekommen habe, die ein neues wissenschaftliches Projekt zur Untersuchung der Möglichkeiten und der Notwendigkeiten zur Schaffung grenzüberschreitender Kooperationsstrukturen, starten wolle. Man möchte das grenzüberschreitende vernetzte Denken und Handeln evaluieren, um den aktuellen Stand zu ermitteln. Ich musste ihm aus meiner Erfahrung mitteilen, dass ich in meiner Tätigkeit als Bürgermeister so unzählig viele Diplomarbeiten, Doktorarbeiten, Masterarbeiten und Evaluationen insofern mit begleitet habe, als dass ich als Interviewpartner oder als „Experte“ in verschiedenen Formen angefragt worden bin.

Mir scheint die Zeit eher gekommen zu sein, nicht noch weitere wissenschaftliche Untersuchungen zu machen, sondern genau das zu tun, was wir in unserer Arbeit hier im Kuratorium als ein Defizit festgestellt haben, nämlich die ganz praktische Vernetzung auf kommunaler und auf Landesebene, auf der Ebene der einzelnen Fach-und Wissensbereiche herzustellen.

Denn wir stellen immer wieder fest, dass, wenn es um pragmatische und praktische Handlungsansätze geht – ich sehe einige Praktiker auch unter uns, die mir zustimmen – es schwierig wird, genau die Strukturen und Personen im Nachbarland zu finden, die für das Anliegen, was wir selbst

haben, die geeigneten Partner sein könnten. Diese Erfahrung haben wir in den letzten 20 Jahren immer wieder gemacht – Markus Meckel nickt dankenswerterweise beipflichtend. Die Strukturen kennen heißt noch lange nicht, dass am Ende auch das Ergebnis ein zielführendes sein wird. Denn wir haben die Erfahrung gemacht, dass neben strukturellen, organisatorischen, politischen, historischen Zusammenhängen, auch der mentale, der ganz persönliche Kontext eine ganz entscheidende Rolle spielt. Die Frage ist immer: Wie gelingt es, mit dem Partner das Vertrauen – eine für mich ganz wichtige Kategorie – in der Zusammenarbeit aufzubauen und zu vertiefen, das benötigt wird, um unsere gemeinsamen Ziele zu verwirklichen.

Ich stehe hier in Doppelfunktion. Einerseits in der vorgestellten Rolle als Bürgermeister a. D. in Görlitz für Kultur, Bildung und Soziales. Andererseits als Präsident der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen.

Wenn ich das Görlitzer Engagement mit einem Schlagwort nennen darf, dann verweise ich nur auf die Bewerbung um die Ausrichtung der Veranstaltung Kulturhauptstadt Europas 2010. Das war für Görlitz und ist für die Europastadt Görlitz/Zgorzelec – und ich denke auch für die gesamte Region heute – noch ein nachklingendes Ereignis, an das sich viele konkrete Initiativen angeschlossen haben. Unter anderen auch die 3. Sächsische Landesausstellung im Jahr 2011. Die in diesem Zusammenhang erfolgte Neugestaltung der städtischen Museumslandschaft in Görlitz ist zweifelsfrei ein Ergebnis der Kulturhauptstadtbewerbung. Sie hatte eben genau das versucht, worüber wir heute sprechen: die Europastadt Görlitz/Zgorzelec als ein Laboratorium der europäischen Integration aus der Sicht der Bürgerschaft zu begreifen.

Wir haben die Frage gestellt: Wie sehen und verstehen sich die Bürgerinnen und Bürger der Europastadt selbst auf dieser „Baustelle Europa“? Das Motto unserer Bewerbung haben wir deshalb auch „Wir bauen Europas Kulturhauptstadt“ genannt.

Das, was fertig ist, ist die Geschichte. Die ist nicht zu korrigieren oder gar zu revidieren. Das, was wir vor uns haben, ist die Zukunft. Und die kann man nur gemeinsam gestalten.

Mitbewerber hatten übrigens in ihrer Bewerbung vermittelt: „Wir sind Kulturhauptstadt Europas“. Am Ende kamen im Jahr 2010 auch dort die Besucher im weitesten Sinne auf eine „Baustelle“. Wie hätte es auch anders sein können. Das Themenfeld „Kultur-Europa-Bürgerschaft“ ist viel zu komplex, um fertige Lösungen und künstlerisch Endgültiges präsentieren zu können.

Lassen Sie mich, meine sehr geehrten Damen und Herren, auch einen ganz kleinen Verweis auf das machen, was die Kulturstiftung des Freistaates Sachsen in Sachen „grenzüberschreitender bürgerschaftlich organisierte Kultur“ tut. Die Kulturstiftung hat in ihrem Stiftungsauftrag vom Freistaat Sachsen die Aufgabe übertragen bekommen und sieht sich selbst in der Pflicht, sich als Förderer grenzüberschreitender Kulturprojekte in unserer Region, als Grenzland zu Tschechien und zu Polen, zu verstehen. Und ich freue mich immer wieder, wenn entsprechende Anträge eingehen und unsere Beiräte diese Anträge goutieren und zur Förderung empfehlen. Die Stiftung kann dafür zur Unterstützung der

Projekte Mittel aus dem Haushalt des Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst bzw. aus den Stiftungserträgnissen zur Verfügung stellen.

Heute nun wollen wir uns genau mit dieser bürgerschaftlich getragenen Kultur, die von unten wächst, auseinandersetzen. Die Kulturstiftung im Freistaat Sachsen ist eine Einrichtung, die explizit beauftragt ist, genau diese Kulturprojekte insbesondere zu begutachten und zu fördern, die von Initiativen, Vereinen oder künstlerisch tätigen Einzelpersonen entwickelt werden. Die allgemeine Kulturförderung ist im Wesentlichen das Kerngeschäft der Kulturstiftung. Dabei geht es vorrangig darum, auch die kleinen kulturellen und künstlerischen Pflänzchen im Lande, denen es an 500 oder 5 000 Euro fehlt, zu unterstützen und die Realisierung der Projekte zu ermöglichen. Dabei stoßen wir immer mehr darauf, dass bürgerschaftlich getragene Kultur eben nicht etwa unprofessionelle Kultur heißt oder im besten Sinne des Wortes dilettantische Kultur, also so aus Liebhaberei entstandenes, nettes, freundliches und gleich gar nicht unqualifiziertes im Kulturellen.

Vielmehr gibt es eine Menge von Impulsen, die – und das beobachten wir zu unserer großen Freude – auch in den letzten Jahren quantitativ und qualitativ zugenommen haben.

Diese kulturellen und künstlerischen Anregungen und Ideen stammen vorrangig von jungen Leuten in den Städten, insbesondere aus Leipzig und Dresden – leider nicht so häufig aus dem ländlichen Raum –, die Neues im Kulturellen auszuprobieren und sich mit aktuellen Themen auseinandersetzen wollen. Das eine oder andere scheitert vielleicht auch und das muss gebilligt werden, aber vieles davon trägt und entwickelt sich weiter. Wir dürfen als Stiftung auf dem Weg der erfolgreichen Umsetzung von künstlerischen Ideen behilflich sein.

Das alles beruht auf der Tatsache, dass die Menschen immer bemüht sind, ihr Lebensumfeld selbst zu gestalten, selbst in die Hand zu nehmen. Diese Tatsache ist für mich ganz persönlich der enorm große Zugewinn, den wir seit über 20 Jahren miterleben dürfen. Weil genau das, was wir heute bürgerschaftlich getragene Kultur nennen, eben zu der Zeit totalitärer sozialistischer Macht hier in der DDR bis 1989/90 nicht stattgefunden hat und – soweit ich diese Szene kenne – auch nur in Polen, in Tschechien und in Ungarn in Ni-

schen passieren konnte. Derartige alternative und freiheitliche Initiativen, die sich mutig und gegen den Strom künstlerisch artikuliert haben, hat es natürlich gegeben. Markus Meckel kann sicher viele Beispiele auch aus seiner Erfahrung einbringen, wie es in den Kirchen oder in inoffiziellen Umweltgruppen kulturelle Aktivitäten gegeben hat, um sich mit der Gesellschaft und ihrer Zukunft auseinanderzusetzen. Diese Art kritischer Auseinandersetzung hat selbstverständlich keine staatliche Unterstützung gefunden. Im Gegenteil, solche Initiativen wurden eher argwöhnisch beobachtet, verboten und mit staatlich-repressiven Mitteln verfolgt.

Alles nur scheinbar Provokative, alle Infragestellungen des politischen Systems wurden nicht zugelassen. Insofern ist es für uns heute ein enormer Gewinn an Freiheit, dass wir uns frei und ohne Angst in Wort, Ton, Geste und Bild artikulieren können. Das halte ich für die wichtigste Errungenschaft der Friedlichen Revolution, über die wir heute sprechen und die im Grunde den Rahmen für eine unserer Definitionsebenen für „Mitteleuropa“ bildet: Das „Mitteleuropa“ als das Territorium der Länder, die sich 1989/90 mit dem Fall des Eisernen Vorhangs von dieser Diktatur befreien konnten.

Das Projekt „Meetingpoint Music Messiaen“, das in der Europastadt Görlitz-Zgorzelec entstanden und verwurzelt ist, greift diesen Gedanken in einer bestechenden historischen Komplexität und Aktualität auf und setzt ihn künstlerisch feinsinnig und meisterhaft um. Die Tatsache, dass es im östlichen Teil der Europastadt Görlitz/Zgorzelec, im heutigen Zgorzelec, das Strafgefangenenlager STALAG VIII A gab, in dem zu Spitzenzeiten bis zu 48 000 Soldaten internationaler Truppen interniert gewesen waren, hat Dr. Albrecht Goetze angeregt, ein historisch fundiertes, grenzüberschreitendes Kultur-, Kunst- und Kommunikationsprojekt für und mit jungen Menschen aus Mitteleuropa zu entwickeln.

In diesem Lager ist auch der französische Komponist Olivier Messiaen interniert gewesen. Er hat in diesem Lager eines der bedeutendsten Kammermusikwerke des 20. Jahrhunderts, „Das Quartett auf das Ende der Zeit“, komponiert und am 15. Januar 1941, also mitten im eiskalten Winter, gemeinsam mit seinen Mitgefangenen aufgeführt. Diesen Sachverhalt hat Dr. Götze aufgenommen und mit breiter Unterstützung unter anderem des Freistaates Sachsen und auch seiner Kulturstiftung, ein großes internationales Jugendkulturprojekt geschaffen, das nicht nur nach hinten schaut, sondern mitteleuropäisch nach vorn geöffnet ist. Es wird auf dem Gelände des ehemaligen STALAG VIII A ein europäisches Ju-

gend-Begegnungszentrum errichtet werden. Junge Leute sollen sich an dieser historischen Stelle mit allen möglichen Facetten der deutsch-polnischen und der mitteleuropäischen Geschichte beschäftigten sowie Ideen für ein künftiges Europa entwickeln, das von einer gemeinsamen kulturellen Tradition getragen wird. Das halte ich für eine mustergültige konzeptionelle und auch politische Herangehensweise.

Oder nehmen Sie die gerade eben im Kurort Gohrisch in der Sächsischen Schweiz verklungenen 3. Internationalen Schostakowitsch-Tage. Der sowjetische Komponist Dmitri Schostakowitsch, ist zugegebenermaßen kein Mitteleuroper, könnte man sagen, aber die 3. Schostakowitsch-Tage haben sich dem 1919 in Warschau geborenen Komponisten jüdischer Abstammung Miroslav Weinberg gewidmet, der den Holocaust überlebt hatte und dank intensiver Bemühungen Schostakowitschs aus den Fängen des Stalinschen Sicherheitsdienstes Mitte der 50er Jahre befreit werden konnte. Wenn man hört, was und wie Weinberg komponiert hat und wie sein Leben verlaufen ist, hat das mit der Geschichte Mitteleuropas, wie wir es von Dr. Martin Pollack vorhin gehört haben, unmittelbar zu tun. Auch dieses Projekt durfte die Kulturstiftung des Freistaates fördern.

Ich möchte zwei Fördervorhaben zum Abschluss nennen, um deutlich zu machen, wie breit das Engagement der Kulturstiftung ist. Zum einen geht es um die Förderung von Filmprojekten. Wir sind mit der Stiftung regelmäßig beim Neiße-Filmfestival als Förderer angefragt, das sich in den letzten Jahren immer blühender entwickelt hat. Die Besonderheit dieses Filmfestes sind die grenzüberschreitenden Filmvorführungen im Dreiländereck Polen, Tschechien und Deutschland.

Die Stiftung fördert außerdem kontinuierlich durch Stipendien den Aufenthalt von sächsischen Künstlern zum Beispiel im ungarischen Pécs oder in Polen, im Edith-Stein-Haus in Breslau oder im Gerhart-Hauptmann-Haus in Agnetendorf. Seit 2006 läuft dieses Programm, das „Auswärtsspiel“ heißt und über das sich mittlerweile 14 Stipendiaten in Agnetendorf bzw. in Breslau aufhalten konnten.

Die Stiftung führt auch ein Übersetzerprogramm und ein Kuratorenprogramm durch. Das heißt, junge Leute – zum Beispiel aus Polen – werden über einen gewissen Zeitraum gefördert, wenn sie einem Ausstellungsprojekt kuratieren. Auf diese Weise kommt das zustande, was heute schon mehrfach, aber noch nicht so praktisch explizit erwähnt worden ist, nämlich die Tatsache, wenn wir etwas in diesem Mitteleuropa ohne Grenzen und mit diesem Europa der Region, gestalten wollen, dann müssen wir mehr um die Dinge wissen. Wir müssen mehr von unserer gemeinsamen Geschichte wissen und wir müssen wissen um die Kontexte, in denen sich die Ereignisse gestaltet haben und heute geschehen. Das macht reicher. Das lässt uns dieses Mitteleuropa besser verstehen. Darin liegen ungeahnte Potentiale.

Das alles wird aber nur unter der Voraussetzung geschehen können, dass es uns gelingt, drei wesentliche Dinge zügig auf den Weg zu bringen. Ich freue mich insofern besonders, dass heute viele Studierende dabei sind. Aus meiner Sicht brauchen wir dazu ganz wesentlich drei Dringe.

Erstens Bildung, zweitens Bildung und drittens Bildung. «

Statement

Gesprächskultur für Mitteleuropa

Prof. Dr. Ludger Kühnhardt

» Es gibt für mich drei Dinge, die das Besondere dieses „Forums Mitteleuropa“ ausmachen. Es ist erstens das Persönliche. Die Begegnung, die Interaktion, das wechselseitige Geben und Nehmen. Das ist, was Europa ausmacht und was man, glaube ich, in Mitteleuropa so eindrücklich erleben und praktizieren kann durch die Möglichkeiten der engen Begegnung in einem so überschaubaren Raum, der doch so unterschiedlich sprachlich kulturell und politisch geprägt ist.

Das sind persönliche Begegnungen, die persönlichen Erlebnisse, von denen wir hier gehört haben. Ich könnte auch selber aus meiner eigenen Biographie etwas dazu beisteuern.

Es ist zweitens der Gedanke, der sehr spezifisch für dieses Forum Mitteleuropa ist, dass man nicht nur Europa und diese Region Mitteleuropa von ihren Grenzen, ihren Hürden, ihrer Beschwernis, durch ihre Geschichte und die Leiden sehen soll, sondern auch von ihren Möglichkeiten und Ihren Chancen aus betrachten soll.

Was man doch in Mitteleuropa lernen kann, ist das Spezifische dieser Region, nämlich genau das Unspezifische ist

das Spezifische. Dieses Unbestimmte – von dem sprachen Sie vorhin – das Unbestimmte der Grenzziehungen. Das ist genau das Spezifische. Zwar nicht nur in Mitteleuropa, sondern in ganz Europa, was uns alle miteinander verbindet. Von Athen bis Tallin und von Dublin bis Bulgarien ist eben die Widersprüchlichkeit und das zum Teil Gegensätzliche in der Geschichte. Das genau verbindet uns.

Und in dieser Region Mitteleuropa – meine ich – kann man in ganz exemplarischer Weise lernen, dass Mitteleuropa nichts mit Mitte zu tun hat im Sinne von „Wir sind der Nabel der Welt", sondern Mitteleuropa heißt, hier finden in ganz besonderer Weise Wegkreuzungen zueinander".

Genau das ist das Wesen dieser Durchlässigkeit der Grenzen. Wer gehört nun dazu und wer nicht? Gehört Canaletto zu Mitteleuropa, weil er in Dresden gemalt hat oder nicht? Viele andere Beispiele könnte man nennen.

Mindestens seit dem Dreißigjährigen Krieg wissen wir, die Geschichte der Deutschen, und das gilt auch für Mitteleuropa insgesamt, gehört nicht alleine unserem Volk und auch nicht dieser Region und den hier lebenden Völkern, sondern sie gehört allen miteinander in Europa.

Es wäre ein großer Gewinn, wenn wir alle miteinander mitnehmen würden – auch als Erkenntnis dieser Begegnungen –, dass es in Europa, wenn wir uns gegenseitig kulturell bereichern wollen, aber auch wenn wir den richtigen Blick – wenn ich das so sagen darf – auf diese gegenwärtige Anpassungskrise in der EU einnehmen wollen, dass es nicht um Zentrum und Peripherie geht, sondern um das, was Herr Pollack Durchlässigkeit nennt.

Ein letzter Punkt, den wir, glaube ich, auch mitnehmen können von den Ausführungen von Herrn Professor Erdödy, der sich da als ein glänzender Diplomat, wie ich finde, gezeigt hat. Denn er hat über den ersten, viel zu früh verstorbenen Ministerpräsidenten Ungarns Antall gesprochen. Viele von uns, die die Dinge kennen, haben die ganze Zeit den Diskurs der letzten zwei, drei Jahre über den heutigen Ministerpräsidenten Ungarns und seiner Einschätzung mitgehört.

Aber eben was wir daraus lernen können, ist, dass Europa, wenn es Zukunft haben will, eine Gemeinschaft des Rechts und nicht der Bauchgefühle, der Willkür oder gar also nur der Träume und der Fantasien ist. Das ist ein Spannungsverhältnis, was sich sicherlich auch durch diese nächsten zwei Tage durchziehen wird. Das gilt für Mitteleuropa als ein Labor, wo wir dies sozusagen durchspielen und durchbuchstabieren können. Aber es gilt für uns alle in Europa. Wir haben, wenn wir vom Gesichtspunkt der Kunst und der Kultur an Europa herangehen, schnell die Neigung, bei Adam und Eva anzufangen und die ganze Geschichte der letzten 2 000 Jahre durchzubuchstabieren, einschließlich dessen, was uns jeweils trennt auf den verschiedenen Positionen und Epochen und dann irgendwie zu fragen: Na, wie raufen wir uns denn jetzt zusammen, denn die Identität, die doch keine gemeinsame ist, ist immer noch irgendwie eine Bürde. Es ist ein Sachverhalt, den wir nicht ausräumen können, mit dem wir leben, den wir nutzen sollten, soweit das geht. Zugleich aber erleben wir alle miteinander – und Mitteleuropa hat es aufgrund eigener Kraft durch die Bürgerbewegungen

angestoßen und erkämpft, – dass wir uns heute gleichzeitig in einem komplett neuen, geradezu utopischen Europa befinden. Denn diese Europäische Union, in der wir uns heute befinden, ist gleichsam gegen die europäische Geschichte geschaffen worden. Sie ist eben nicht die logische Fortsetzung von der Geschichte von Adam und Eva bis über die Entstehung des Christentums, das christlich-jüdische Europa, Renaissance usw. bis zu den Nationalismen und Kriegen und ideologischen Verwerfungen, sondern es ist ganz bewusst der Versuch einer Absage an all dieses. Ein Europa, wo man in Zentren und Peripherien denkt, Balance of Power, und alles, was wir erlebt haben, auch mit guten Absichten.

Auch Kant ist gescheitert in seinen Träumen eines europäischen Friedensprojektes, weil er die konkrete zentrale Frage nicht aufgegriffen hat, die in der EU beantwortet ist, nämlich ein politisches Projekt als Rechtsgemeinschaft für alle zusammen. Kant hat zwar gesprochen davon, wir brauchen Recht in jedem unserer Länder und da funktioniert das schon mit dem Europa der Republiken. Aber was wir in Europa in der EU erleben, ist eben die Rechtsgemeinschaft. Deswegen ist das auch übrigens kein Projekt Deutschland gegen Griechenland, sondern es geht um gemeinsame Rechtsprinzipien für uns alle, die Deutschland in der Reihe von Jahren bei der Eurogeschichte übrigens als erster gebrochen hat. Es geht um den Primat des Europarechts, des Europäischen Gerichtshofes usw. Das ist gleichsam ein Anti-Europabegriff gegenüber diesem kulturellen 2 000-jährigen Europabegriff und beides fließt zusammen.

Wir leben in dieser Spannung. Die werden wir wahrscheinlich auch gar nicht auflösen können und wollen. Ich will sie gar nicht auflösen. Sie ist produktiv. Aber man muss wissen, dass wir es hier mit zwei verschiedenen Dingen zu tun haben. Mit der Kultur als Kultur und der politischen Kultur, die doch, Gott sei Dank, im Europa des Rechts, von dem Ministerpräsident Antall damals sprach – Herr Botschafter Erdödy hat das vorgetragen – auch die EU konstituiert. Aber in diesem Rahmen sind wir noch längst nicht fertig mit dem Auftrag, ein Europa von unten zu schaffen, wo die Bürger dieses auch tragen.

Gemeinsam müssen wir dieses Gefühl – wir sind alle miteinander europäische Bürger in diesem strengen rechtlich politischen Sinne – auch voranbringen.

Dann kommen diese Ideen einer Demokratisierung der europäischen Politik zum Tragen. Aber genau an dieser Wegscheide, glaube ich, an diesem Spannungskreuz, treffen wir uns hier und deswegen bin ich sehr zuversichtlich, dass die Diskussionen sehr inspirierend sein werden in den nächsten zwei Tagen. «

Themenblock 1

Erinnerungskultur

→ **Markus Meckel** (Moderation)**:**
Wir beginnen jetzt mit dem Thema „Medien bürgergesellschaftlicher Erinnerung: Denkmal, Museum, Ausstellung“. Hier eingeladen sind Veranstalter, Direktoren oder Mitarbeiter staatlicher Institutionen. Wir wissen, dass es eigentlich immer Leute braucht, egal wo sie sitzen, die etwas anstoßen, die etwas in die Hand nehmen, und die dafür Verbündete suchen und möglichst in den verschiedenen Institutionen.

Es ist vorhin schon angesprochen worden, dass es in Aussig ein ganz wichtiges und interessantes Projekt gibt, um gerade die schwierige deutsch-tschechische Geschichte zu bearbeiten, zu der eben nicht nur, aber eben auch das Thema der Vertreibung gehört. Also ein spannendes Projekt innerhalb der Tschechischen Republik, die eigentlich sagt, wir fassen das Thema möglichst nicht an. Frau Kaiserová, Sie haben etwas angefasst.

→ **Dr. Kristina Kaiserová:**
Das Projekt im Museum in Usti nad Labem in Aussig, hat schon in den Neunzigerjahren angefangen. Es war ein Zusammenlaufen – könnte man sagen – von bürgerlichen Initiativen und Ideen des Staates. In Prag entstand bei einigen Kollegen die Idee, dass man so eine Gedenkstätte oder so ein Museum oder eine Einrichtung gründen

Prof. Dr. Rainer Eckert

möchte. Gleichzeitig lief so eine Vorstellung eben in der Stadt, wo man auch einige Schritte dazu unternommen hat. Man hat sich aber nicht zuerst auf den Aufbau einer Institution orientiert, sondern überhaupt auf die Aufarbeitung der ganzen Problematik. Aber das bedeutet nicht nur die Geschichte der ehemaligen Mitbürger, sondern auch selbstverständlich die traumatischen Momente wie die Vertreibung und auch das Aussiger Massaker. Heute erfährt man wirklich kaum noch mehr in den Archiven. Das wurde wirklich erforscht, auch Aussig, als einer der wenigen Städte, die auch eine Gedenktafel auf der Brücke errichtet hat.

Es wurde mit Ausstellungen angefangen. Es ging dabei nicht nur um die Geschichte der Deutschen in der Stadt oder in Böhmen, sondern auch um die Monarchie, die ganze Zeitepoche der Geschichte der Stadt seit der Monarchie bis in die heutige Zeit. Das hat auch einen Zusammenhang mit der breiten Erinnerungskultur. Das Collegium Bohemicum sollte dafür ein Zentrum sein. Erstens wirklich ein Museum für die Geschichte der Deutschen in Böhmen. Das bedeutet vom Mittelalter bis zu, sagen wir, auch der Gegenwart, denn eigentlich sind einige Deutsche doch noch im Land geblieben. Das spielt dann auch selbstverständlich eine Rolle.

Von Anfang an laufen Projekte auch für Schulen. Das ist wichtig. Forschung der Erinnerungsorte sind auch Projekte hier. Die Kulturtage mit Sachsen, mit Dresden eigentlich laufen auch unter der Schirmherrschaft vom Collegium Bohemicum. Es sollte eigentlich so eine museale, auch gleichzeitig kulturelle Institution sein, die aber wirklich überregional ist.

Wichtig ist jetzt, dass das Zentrum gerade in Aussig ist und nicht wieder so eine Institution – eine von Hunderten – in Prag. Es geht auch darum, dass es bei uns einen Unterschied zwischen den zentralen Gebieten und den Grenzgebieten gibt. Hier in Aussig wurde bis jetzt die Hauptlast von der Stadt getragen. Die Rolle des Staates ist allgemein bei diesen Themen sehr kompliziert. Die zwei Mitgründer – Universität und Gesellschaft der Geschichte Deutscher in Böhmen – haben keine Mittel, mit denen man das unterstützen könnte, sie unterstützen eher, sagen wir, moralisch. Dann ist auch der Staat beigetreten. Aber bei uns spart man jetzt nur noch. Die Ver-

antwortung wurde dem Kulturminister übergeben und das war selbstverständlich schlecht. Der Kulturminister hat erstens die wenigsten Gelder. Zweitens hat er viele Institutionen, die dieses Collegium Bohemicum als Konkurrenz sehen und dass es nicht gerade eine Art Nationalmuseum der tschechischen Geschichte ist. Das muss man leider so sagen, dass es auch so ist. Aber der Grund liegt nicht nur in solchen – sagen wir – thematischen oder ideologischen Fragen, aber hauptsächlich. Die Hauptrolle spielen hier die Gelder. Das muss man jetzt irgendwie lösen und es ist wirklich nicht einfach.

Es ist aber nicht nur Sache der Gelder, sondern auch der Kontinuität. Wenn eine Regierung vier Jahre regiert und ein Minister vier Jahre Minister ist, dann sieht die Sache auch etwas anders aus, als wenn man fast jedes Jahr mit jemand anderen verhandeln muss. Egal welche Regierung, aber die gegenseitigen Beziehungen und, sagen wir, die ganze politische Kultur spielt da auch eine wesentliche Rolle.

Ich würde sagen, wenn Projekte selbstverständlich und grenzüberschreitend laufen – ohnedem geht es wirklich nicht und das sollte auch nicht nur die Sache der Grenzgebiete sein und ist es auch nicht –, aber die zentrale Politik ist hier wirklich eher mangelhaft. Eigentlich wird jetzt das Nationalmuseum renoviert. Wie die Explosionen dann aussehen, weiß noch niemand. Und was auch endlich errichtet wird, ist die Gedenkstätte Lidice. Und das nach Jahren. Dass diese Gedenkstätte in Ruinen fast lag, war wirklich eine Schande. Das ist in dieser Richtung erfreulich. Über das Roma-Holocaust-Denkmal diskutiert man rundherum. Aber man kommt eigentlich zu nichts.

Die Reflexion der jüdischen Geschichte und des Holocausts geht eher von der jüdischen Gemeinde und von dem jüdischen Museum und der Gedenkstätte Theresienstadt (Terezín) aus. Sie wird selbstverständlich auch gefördert, aber dort laufen eher andere Gelder hinein.

Wichtig zu erwähnen ist das Museum in Brno für die Geschichte der Roma. Das ist auch von dem Staat gefördert

und einer der wenigen Institutionen, die wirklich unterstützt werden. Das wär auch das, was man gerne für das Collegium Bohemicum möchte, dass sich der Staat selbstverständlich mit Geldern usw. dazu meldet und sagt: Ja, wir wollen auch so etwas haben und das soll dann auch laufend unterstützt werden.

→ **Markus Meckel:**
Prof. Rainer Eckert ist Chef des Zeitgeschichtlichen Forums in Leipzig, das ja zu einer gemeinsamen Institution, sozusagen mit zwei Standorten, im Haus der Geschichte in Bonn ist, und damit eine ganz klar vom Staat initiierte Einrichtung. Das Bonner Haus, also im Volksmund sage ich mal, das geht bis tief in die Parlamente hinein. Es gilt als der Ort, in dem Helmut Kohl sagte, hier

wird meine Geschichte geschrieben. Das heißt, die zumindest in mir den Höhepunkt findet. Und interessanterweise, da es gerade Ende der Achtzigerjahre fertig war, ist es dann auch so, dass sozusagen die Geschichte der alten Bundesrepublik dort ihren entsprechenden Darstellungsort hat. Dann gab es die Entscheidung Anfang der Neunzigerjahre im Deutschen Bundestag zu sagen, wir brauchen jetzt aber etwas, dass entsprechend auch die Geschichte des anderen deutschen Staates macht, wobei dann interessant ist, wie die jeweiligen Bezüge aufeinander an den jeweiligen Standorten da sind. Dies wurde dann gemacht. Dann gab es diesen Chef und gleichzeitig gibt es in Leipzig bürgerschaftliche Initiativen, die sich auch der Frage der Geschichte gewidmet haben und bis heute widmen.

→ **Prof. Dr. Rainer Eckert:**
Die Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland hat drei Standorte: Bonn, Leipzig und inzwischen auch Berlin. In Berlin ist es der Tränenpalast. Im nächsten Jahr wird darüber hinaus eine Ausstellung in der Kulturbrauerei im Prenzlauer Berg zum Thema „Alltag in der DDR“ eröffnet werden.

Wir gehören nach der Schaffung der Einrichtung des Bundesbeauftragten für Kultur und Medien im weitesten Sinn ins Bundeskanzleramt. Damit ist ein kaum zu überschätzender Vorteil verbunden: unsere Arbeit wird zu 100 Prozent aus Bundesmitteln finanziert, wir stehen also nicht unter dem Druck, Drittmittel einwerben zu müssen und so wird es auch bleiben. Das ist der eine Punkt.

Der andere Punkt ist, und da gibt es immer wieder einen falschen, aber öffentlich vertretenden Eindruck, dass das Bundeskanzleramt, die Bundesregierung oder dass politische Parteien inhaltlich Einfluss auf unsere Arbeit nehmen könnten oder würden. Das gibt es in den Häusern unserer Stiftung nicht. Für unsere Ausstellungen oder Veranstaltungen sind wir selbst verantwortlich, diskutie-

ren unsere Arbeit jedoch – und das ist eine große Hilfe – mit den Stiftungsgremien, mit wissenschaftlichem Beirat, Kuratorium und Arbeitskreis gesellschaftlicher Gruppen.

Die Wechselausstellung „Flucht, Vertreibung, Integration“, die wir als alternative Interpretation dieses Themas zu der Ausstellung des Bundes der Vertriebenen erarbeiteten, entstand zwar auf Wunsch der Bundesregierung, aber auch jetzt waren damit keine inhaltlichen Vorgaben verbunden. Das immer wieder zu betonen, scheint mir ausgesprochen wichtig zu sein. Grundsätzlich ist es dabei so, dass diese Freiheit in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ein großartiger Wert in der Bundesrepublik Deutschland ist, um den uns viele in anderen Ländern beneiden.

Ein weiterer Punkt ist das gesellschaftliche Engagement. Ich finde, es sollte zu dem gesagten kein Widerspruch sein. Dazu kommt das sich Einbringen von Parlamenten in die Auseinandersetzung mit Zeitgeschichte. Die Enquete-Kommissionen des Bundestages zur Geschichte der DDR waren allerdings auch keine staatlichen Einrichtungen. Der Staat seinerseits hat in erster Linie die finanziellen und sonstigen Rahmenbedingungen zu schaffen, unter denen sich gesellschaftliches Engagement gesellschaftlicher Aufarbeitungsgruppen, Archive und anderer Gruppen der Zivilgesellschaft entwickeln kann.

In Leipzig gibt es mehrere solcher Einrichtungen, wie das Archiv Bürgerbewegung und das Bürgerkomitee Leipzig mit dem Museum in der „Runden Ecke“, die teilweise vom Bund, teilweise vom Freistaat Sachsen und teilweise von der Bundesstiftung Aufarbeitung finanziert werden. Von allen drei Geldgebern gibt es auf diese Einrichtungen ebenfalls keine Versuche inhaltlicher Einflussnahme. Was wichtig und in Leipzig eine Besonderheit und ein großer Wert ist, ist, dass wir uns zusammen gefunden haben zur „Initiative 9. Oktober“ mit etwa 20 Mitgliedern. Seit 15 Jahren bringen wir die Erinnerung an den 9. Oktober 1989 als den entscheidenden Tag der „Friedlichen Revolution“ wesentlich voran. Von unserer Initiative wird inhaltlich und intellektuell inzwischen in Zusammenarbeit mit der Stadt Leipzig und der Leipziger Tourismus und Marketing GmbH sowie mit anderen Partnern die Erinnerung an 1989 am Leben erhalten. Ohne uns würde es das so nicht geben. Und wenn ich mir jetzt

anschaue, wer Mitglied ist in dieser Initiative, sind es die Direktoren bzw. Leiter großer Einrichtungen, also des Stadtgeschichtlichen Museums oder der Außenstelle der Jahn-Behörde, aber auch Vertreter des Bürgerkomitees, des Archivs Bürgerbewegung oder der Nikolaikirche. Wir praktizieren hier eine gleichberechtigte Zusammenarbeit auf derselben Augenhöhe. Das bedeutet, zivilgesellschaftliches Engagement ist grundsätzlich möglich, und es ist der richtige Weg in die Zukunft.

In Leipzig, auch immer wieder in der örtlichen Presse nachzulesen, tobt eine Auseinandersetzung um das Freiheitsdenkmal. Die Idee, die wir vorangetrieben haben, die in der Bürgerschaft jedoch nur partiell unterstützt wird, war eine Umbenennung des Augustusplatzes in Platz der Friedlichen Revolution als Standort des Denkmals. Jetzt wird ein Teil des Leuschner-Platzes diesen Namen tragen und hier wird auch das Denkmal stehen. Für die Initiative liegt hier aber auch ein Problem: Wie vermitteln wir anderen unsere Inhalte? Das gilt jedoch für alle, die Geschichtspolitik oder die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in der Öffentlichkeit betreiben. Wir müssen uns also immer wieder fragen, wie wir unser Anliegen verdeutlichen.

So kommen wir auch zu der eigentlichen Grundfrage der momentanen Auseinandersetzung: Gibt es ein einheitliches Erinnern Europas? Kann es das geben? Ist es wünschenswert? Gelingt es uns, das Holocaust-Erinnern mit dem Gulag-Erinnern zusammen zu bringen? Ist das eine im Osten, das andere im Westen stärker zu verankern? Die entscheidende Tatsache ist gerade für uns Deutsche auch, dass es um Verbrechen unseres Volkes wie Völkermord und rassenideologischen Vernichtungskrieg des Nationalsozialismus geht. Und dabei sind die Verbrechen des Kommunismus nicht aus den Augen zu verlieren. Aber wir müssen uns auch positiven Traditionen, Freiheitstradition in Deutschland und Europa zuwenden. Wie ich finde, war das auch ein Ergebnis von Danzig. Der Kampf um Freiheit verbindet alle Völker Europas.

➔ **Markus Meckel:**
Vielen Dank, Herr Professor Eckert, für Ihre Ausführungen. Herr Rogulski, Sie sind Leiter des Europäisches Netzwerks „Erinnerung und Solidarität“, das sich zur Aufgabe gemacht hat, die schwierigen Fragen des 20. Jahrhunderts grenzüberschreitend zu bearbeiten. Die Träger der Institution sind die Kulturministerien – bei uns ist es kein eigenes Ministerium sondern der Kulturbeauftragte bei der Bundesregierung. Beteiligt sind die Länder Deutschland, Polen, Slowakei und Ungarn. Sie haben es vorhin in gewisser Weise und entstehungsgeschichtlich schon gehört, teilweise auch durch Mitarbeit die Tschechische Republik und Österreich.

➔ **Rafał Rogulski:**
Also im Jahre 2005 – nach relativ langen Verhandlungen – wurde eine Absichtserklärung unterschrieben von den damaligen Kultusministern, dass man solch ein Europäisches Netzwerk gründen möchte. In der Erklärung stehen auch die Gremien und es steht da auch, dass das Sekretariat in Warschau sein soll. Mehr oder weniger. Dann natürlich auch Zielsetzung, Aufgabensetzung. Das ist eigentlich bis heute das einzige internationale Dokument aufgrund dessen wir arbeiten. Das andere ermöglicht uns faktitiv davon eben, von den Regelungen, die

innerhalb dieser Jahre die Meinung nicht geändert haben und die das immer noch mitfinanzieren wollen. Die richtige Arbeit, das heißt auch die Finanzierung, begann erst Ende 2010 oder in der zweiten Hälfte 2010. Bis heute ist das so, dass wir von – obwohl das Netzwerk aus vier Ländern besteht – bis Ende dieses Jahres noch aus zwei Töpfen finanziert werden, nämlich aus Deutschland und aus Polen. Es ist natürlich geplant, dass wir auch europäisches Geld bekommen.

Wie funktioniert das? Wir haben ein Sekretariat in Warschau, arbeiten jetzt mit zehn Personen zusammen. Die Entscheidungen werden vor allem vom Lenkungsausschuss des Netzwerks getroffen. Der Lenkungsausschuss besteht aus Vertretern der vier beteiligten Länder, die von Kulturministerien benannt werden. Das ist von der deutschen Seite Professor Matthias Weber, der Direktor des Bundesinstitutes für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa aus Oldenburg. Von der polnischen Seite war das bis zur Smolensk-Katastrophe Andrzej Przewoźnik, Nachfolger ist Professor Jan Rydel, Geschichtsprofessor aus Krakau. Von der slowakischen Seite ist das der Chef des UPN, also das Institut für Nationales Gedenken in Bratislava, nämlich Dr. Ivan Petránský. Von der ungarischen Seite ist es Professor Attila Pók, der stellvertretende Direktor des Geschichtsinstitutes der Akademie der Wissenschaften. Dieses Gremium entscheidet, wie und in welchen Projekten wir uns engagieren. Die organisatorische und inhaltliche Umsetzung ist die Aufgabe des Sekretariates. Dazu haben wir noch zwei Beratungsgremien, nämlich das Kuratorium und den Wissenschaftlichen Beirat.

Wir sind zu der Schlussfolgerung gekommen, dass wir unsere Arbeit auf unterschiedlichen Säulen entwickeln sollen.

Erstens haben wir mit der wissenschaftlichen Säule begonnen. Wir haben eine Konferenz „Erinnerungskultur, Erinnerungsgeschichte, Erinnerungsforschung“ in Warschau im Jahre 2011 gemacht. Das heißt, generelle Erinnerung ist im Internet bis heute auf Englisch und polnisch zugänglich. Es wird ein Zyklus der Konferenzen. Alles, was wir machen, soll eine gewisse Nachhaltigkeit haben. Die zweite Konferenz wird im November dieses Jahres stattfinden. Zu der Konferenz kommen Wissenschaftler, aber auch Studenten und junge Wissenschaftler, eigentlich aus der ganzen Welt. Das ist auch der Sinn der Sache, dass man auch unterschiedliche Herangehensweisen, Mythologien, Methoden vergleicht und man darüber diskutiert.

Es geht natürlich auch darum, mit der Geschichte in die Menschen zu gehen. Das versuchen wir auf unterschiedliche Weisen. Eine davon sind Filmfestivals. Wir machen auch eine Reihe von Geschichtsfilmfestivals, die wir erst in Warschau, dann in Breslau und jetzt in ein paar Tagen, Ende Oktober, in Hamburg organisieren. Das wollen wir auch fortsetzen. Wir machen auch mit den Jugendlichen Projekte. Das wichtigste ist „Sound in the Silent“. Das ist ein Projekt, das uns vorgeschlagen wurde. Ein deutsch-polnisches Projekt. Die Jugendlichen treffen sich in einem Geschichtsort, zum Beispiel Dachau. Dort haben sie Kontakt mit unterschiedlichen Künstlern aus unterschiedlichen Ecken der Welt und versuchen etwas mit diesen Gefühlen, die sie da empfinden, auch zusammen zu erschöpfen. Wir versuchen jetzt auch dieses Projekt

multinational zu machen. Wir werden im nächsten Jahr auch slowakische und ungarische Jugendliche einladen, aber auch aus anderen Ländern, wenn es möglich ist. Das sind die Hauptprojekte.

Das, was ich noch hinzufügen möchte, ist die Internetpräsenz (www.enrs.eu). Wir entwickeln eine Internetseite. Das Netzwerk funktioniert. Sie ist fünfsprachig. Das ist keine einfache Aufgabe, diese gleichzeitig fünfsprachig zu führen. Wir haben uns entschieden, diese jetzt vor allem auf der englischen Version zu entwickeln. Die Entwicklungsphase soll Anfang des nächsten Jahres zu Ende sein. Dann werden wir eine Plattform haben, die auch ein Kalendarium von unterschiedlichen Ereignissen, die zu diesem Thema in der ganzen Welt und vor allem in Europa stattfinden, hat. Wir haben aber auch eine Plattform, wo man auch wissenschaftliche Texte finden kann. Wo man auch etwas sagen kann. Wo man auch die Projekte anmelden kann. In diesem Jahr haben wir – und damit schließe ich – auch ein Antragsformular auf die Seite gestellt, in dem unterschiedliche Institutionen uns eine Zusammenarbeit anbieten können und aufgrund dessen werden die Mitglieder des Gremiums des Lenkungsausschusses entscheiden, in welche Projekte das Geld im Jahre 2013 investiert wird.

Einige von diesen Projekten sind auf Initiative der Regierungen entstanden. Aber hier endet der Einfluss der Politik. Politik besorgt vor allem das Geld. Dann wird die Arbeit von den Historikern, von den Spezialisten gemacht. Das ist auch gut so.

Dann die Sprachkompetenz. Zum Beispiel auf diesem Forum Mitteleuropa sprechen wir Deutsch, und es gibt hier nur solche Menschen, die einigermaßen Deutsch verstehen und sich auf Deutsch verständigen können. Es wäre vielleicht sinnvoll, dass man wenigstens auch die andere Sprache hört, weil Mitteleuropa nicht nur deutsch spricht. Was man weiß. Ich weiß, dass das Geld kostet. Aber wir können gern helfen, wenn es geht.

Warum die tschechischen Kollegen Probleme damit haben ist auch unser Problem, des Netzwerkes Problem. Wie Herr Professor Troebst gesagt hat: die Tschechen und Österreicher waren von Anfang an in den Verhandlungen. Dann, in der letzten Minute, haben die tschechischen Kollegen kurz vor der Unterschreibung noch „Nein“ gesagt. Das hat und das wird jetzt schon relativ offen gesprochen – deswegen werde ich das hier auch ganz offen sagen –, das hat zwei Gründe.

Erstens. Die tschechische Geschichtspolitik geht eher in die Richtung, die Probleme über die Vertreibung eher allein mit den Deutschen zu klären. Die wollten nicht sozusagen in die deutsch-polnischen Probleme noch neben diesen Problemen behandelt werden.

Und zweitens. Das liegt an der Geschichte. Die Tschechoslowakei war nämlich bis – wenn ich mich nicht irre – 1948 ein demokratisch regierter Staat. Und gerade in der Zeit fanden die Vertreibungen, und vor allem die Vertreibungen, statt. Das war anders als in anderen Ländern. Vor allem in Polen. Das ändert natürlich die Sichtweise. Das ändert auch die Art der Diskussion, die dann geführt wird. Auch an unsere Kollegen aus der tschechischen Initiative „Plattform des Europäischen Gedenkens und Gewissens“ vielen Dank. Das ist eine Initiative, die so ähnlich unserer benannt wurde. Die vor einem Jahr in der Tschechei gegründet wurde. Die zwar über keine staatlichen Gelder verfügt, aber schon viele einzelne Institutionen aus ganz Europa verbindet und versucht, da irgendetwas zusammen zu machen. Die wollen sich entweder mit dem Zweiten Weltkrieg befassen oder mit dem Kommunismus und nicht mit diesen kurzen Zwischenzeiten,

weil angeblich die Entscheidungsträger in der Tschechei davor noch Angst haben. Ob das wahr ist, weiß ich nicht. Aber die Tatsache ist, die Tschechei ist kein Mitglied im Netzwerk, obwohl es eigentlich sinnvoll wäre. Und wir warten auf sie.

➔ **Markus Meckel:**
Man kann so ein bisschen im letzten Jahrzehnt den Eindruck haben, dass in Polen jede Regierung, zumindest die aktuell letzte, ihre besonderen Projekte hat. Wir haben in Warschau das Museum des Warschauer Aufstandes, das in einer Rekordzeit in Warschau errichtet wor-

den ist, in der sehr stark der heldenhafte Kampf der Heimatarmee dargestellt wird und mit einer klaren Botschaft verbunden ist, während jetzt die aktuelle Regierung Tusk – der Kontext ist beschrieben worden – gesagt hat, wir machen in Danzig ein Museum des Zweiten Weltkrieges.

Ich finde gerade das interessant – deshalb mache ich das ruhig etwas provokativ –, weil diese Entstehungsgeschichten spannend sind. Die Entstehungsgeschichte des europäischen Solidarnośćzentrums liegt in Danzig selbst. Das heißt, der Oberbürgermeister hat gesagt: das wollen wir machen. Er hat dafür geworben und hat dafür Anträge nach Europa gestellt, auch die nationale Ebene.

➔ ***Fragesteller*** *(Publikumsbeitrag):*
Ich will ein bisschen Wasser in den Wein der Europäisierung der Erinnerungskulturen Mitteleuropas gießen.

Nicht so sehr, was die Konzeptionen der Museen und Museumsprojekte, die wir hier genannt haben, betreffen. Die sind europäisiert. Da ist der Kontext des 20. Jahrhunderts sozusagen mustergültig einbezogen. Mir geht es eher um die Formensprache, die eben zum Teil doch noch sehr national geprägt ist. Ich sage mal zwei Extrembeispiele.

Das eine ist die Topografie des Terrors in Berlin. Die ist, was Museumsleute etwas despektierlich als Flachware bezeichnen, nicht inhaltlich flach, sondern äußerlich flach. Das sind nur Schwarz-Weiß-Faximile von Dokumenten. Schwarz-Weiß-Fotografien. Das Ganze auf einem weißen Schleiflackhintergrund. Deswegen wird die Ausstellung gelegentlich despektierlich als Küchenstudio bezeichnet. Was der Sache nicht angemessen ist, weil es an einem authentischen Ort ist und man vor dem Museum die Folterkeller der Gestapo sehen kann. Aber die Ausstellung als solches ist eben ein Understatement. Die ist verwissenschaftlicht, verkopft. Emotionen sind da so weit wie möglich runtergedreht.

Das andere Beispiel wäre, auch schon mehrfach angesprochen, das Museum des Warschauer Aufstandes. Das ist Emotion und Adrenalin pur, und zwar interessanterweise nicht nur für Erwachsene, sondern auch für Kinder. Es gibt

spezielle Führungen für Kinder, ich glaube ab 6 Jahren, für das Museum. Das würde man zum Beispiel in Deutschland nicht machen. Man würde nicht Grundschüler in den Ort der Information des Denkmals für die ermordeten Juden Europas in Berlin führen. Da sieht man schon einen deutlichen Unterschied. Eben auch in der Ausstellung wird mit Effekten gearbeitet, die Emotionen auslösen sollen. Weil die Kinder auch im Warschauer Aufstand gekämpft haben, auch die sechsjährigen Kinder, hat man sich entschieden, auch an die Kinder mit dem Thema – natürlich sehr sorgfältig – heranzugehen.

Vor ein paar Jahren hat eine polnische Zeitung eine interessante Karikatur veröffentlicht. Da sieht man den Eingang des Museums des Warschauer Aufstandes. Man sieht von hinten eine ältere Frau und einen kleinen Jungen. Das sind die Großmutter und der Enkel. Die verlassen gerade das Museum. Der Enkel sagt zu seiner Großmutter: „Oma, wenn ich groß bin, möchte ich auch im Warschauer Aufstand sterben."

Vielleicht das als Illustration dafür, wie hoch der Emotionalisierungsgrad auf der einen Seite ist und wie niedrig er auf der anderen ist.

➔ **Rafał Rogulski:**
Es ist eine Tatsache, dass der Warschauer Aufstand eine svon den wichtigsten Ereignissen der politischen Geschichte des 20. Jahrhunderts in der polnischen Geschichte überhaupt ist. Es ist auch eine Tatsache, dass es erst 60 Jahre nach dem Ereignis möglich war, dieses Museum zu gründen. Es ist auch eine Tatsache, dass diese Gründung des Museums und diese großen Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag mit den aufständischen Eingeladenen aus der ganzen Welt auch sehr viel Geld kostet. Das verdanken wir dem in Smolensk verstorbenen, der damaligen Warschauer Oberhäupter Kaczyński. Weil er als Stadtpräsident der Stadt Warschau diese Entscheidung getroffen hat, wird das auch natürlich politisiert, was nicht ganz verkehrt in dem Sinne ist, weil mit dieser Entscheidung auch eine große intellektuelle, vor allem intellektuelle Diskussion begonnen hat, die vor allem von Historikern, aber auch von Politikwissenschaftlern in Polen geführt wurde. Nämlich: Wie man die Geschichte darstellen soll. Wie man über die Geschichte sprechen soll. Ob man sie affirmativ darstellen oder eher kritisch angehen soll. Aber eigentlich ist das wichtigste, meiner Meinung nach, dass dieses Museum gegründet wurde und auf interessante Weise die Geschichte des Warschauer

Aufstandes dargestellt wird. Man kann natürlich diskutieren, ob irgendwelcher Verbesserungsbedarf noch besteht – mit Sicherheit. Diese Mischung ist auch ein Prozess, der sich ständig entwickelt. Er wirkt auch nicht nur innerhalb der Räumlichkeiten, sondern auch draußen. Er organisiert auch Konzerte unterschiedlicher Aktionen. Das zum Museum des Warschauer Aufstandes.

Tatsache ist auch, dass das Museum des Zweiten Weltkrieges in der Zeit der Tusk-Regierung – oder Anfang der Tusk-Regierung – initiiert wurde und jetzt mit großer Durchführungskraft umgesetzt wird. Ich hoffe, dass dieses Datum 1. September 2014 gehalten werden kann.

Es gibt noch ein drittes Museumsprojekt bei uns, das Museum der polnischen Geschichte. Und das sind alle Themen, die sowohl für Polen als auch für Europa und auch für die polnische und europäische Identität sehr großes Gewicht tragen. Wenn man die Museen vorher nicht hatte, muss man sie gründen. Das ist vor allem der wichtigste Grund, warum diese gerade in den letzten Jahren gegründet wurden. Es ist auch deswegen erst jetzt gekommen, weil das finanziell in den Neunzigerjahren auch nicht möglich oder schwieriger war, solche großen Projekte zu finanzieren. Dazu kommt noch, dass dieses Solidarność-Zentrum in Danzig, ein Ort der Begegnung mit dem Freiheitskampf, der europäischen Freiheitskampfgeschichte ist, wo nicht nur natürlich die Solidarność-Bewegung dargestellt wird, sondern auch andere Freiheitskämpfe in Mittelosteuropa.

Ich möchte noch auf zwei Sachen hinweisen. Erstens. Das, was wir unbedingt bei der Geschichtsbearbeitung brauchen, ist der Dialog und das, was Markus Meckel angesprochen hat, ob wir eine transnationale, übernationale Geschichte schreiben können. Aber ich weiß, dass man beim Thema Geschichte über die Grenzen hinweg sprechen muss. Anders verlieren wir die Chance, die wir haben, uns gegenseitig besser zu verstehen. Das ist eben wirklich als eine Chance zu betrachten. Auch, dass wir jetzt noch zwischen uns lebende Zeitzeugen haben, die wir ansprechen können.

Das zweite Wort ist Vernetzung. Eine Zusammenarbeit ist eben das, wofür das Netzwerk gegründet wurde. Nämlich versuchen, die unterschiedlichen schon bestehenden Institutionen dazu zu animieren, dass diese auch gemeinsame Projekte durchführen.

Themenblock 2

Staatlich getragene Kultur

Impulsreferat

Aufgaben und Ziele staatlich getragener Kultur

Matthias Theodor Vogt

» Herr Präsident,
meine Damen und Herren Abgeordnete und Kuratoren,
verehrte Frau Staatsministerin,
liebe Mitarbeiter der Landtagsverwaltung, Studenten und Gäste,

Forum Mitteleuropa
beim Sächsischen Landtag

Sachsen sticht hervor, wenn man es rot markiert, was zwar nicht der gegenwärtigen politischen Kollusion entspricht, aber als historische Konnotation durchaus belegbar wäre. Wenn man gleichzeitig die umgebenden Staaten grün markiert, wird die NUTS I-Region Sachsen zum Zentrum eines – seinerseits nach NUTS O-Staaten gegliederten – Mitteleuropabegriffes. So betrachtet, ist unser heutiges Mitteleuropa-Forum am rechten Ort, nicht nur chorographisch, sondern mit seinem Anspruch auf ein aktives Mitwirken Sachsens an der künftigen Gestaltung der Mitte Europas auch chronographisch. Für die Studenten darf ich anmerken: chorographisch bedeutet raumbezogen; chronographisch bedetutet zeitbezogen.

Nun soll es heute und morgen aber nicht um Staaten gehen, sondern um „Kulturen in Mitteleuropa“. Wenn wir Europa

Ständiger Ausschuss für geographische Namen (StAGN): Stellungnahme zur Gliederung Europas in Großregionen auf Anfrage des Auswärtigen Amtes.[1]
Karteninhalt: P. jordan, Kartografie: R. Richter

nicht nach den heutigen Staatsgrenzen gliedern, die in Mitteleuropa meist weniger als hundert Jahre jung sind, sondern nach kulturräumlichen Kriterien, wird das Bild ungleich komplexer.

Auf eine entsprechende Anfrage des Auswärtigen Amtes hat der Ständige Ausschuss für geographische Namen, ein mit Wissenschaftlern aus Belgien, Deutschland, Österreich und der Schweiz besetztes und beim Bundesamt für Kartographie und Geodäsie angesiedeltes Expertengremium, die nebenstehend gezeigte *Stellungnahme zur Gliederung Europas in Großregionen* abgegeben. Zusätzlich zu unserer Forumskarte ist das Staatsgebiet von Estland, Lettland, Litauen, Kroatien, Slowenien, der Schweiz und Luxemburg als Teil Mitteleuropas dargestellt.

Eigentlich komplex aber wird es, wenn es um die Kulturen Mitteleuropas geht. Innerhalb einer roten Grenzmarkierung führt der Ständige Ausschuss zusätzlich die NUTS-2- bzw. NUTS-3-Regionen Kaliningradskaja Oblast (RUS), Hordna (BY), Galizien und Bukowina (Ukraine), das innerkarpatische Rumänien mit Siebenbürgen sowie dem Banat, Vojvodina (Serbien), Südtirol und Friaul (Italien), Elsass und Teile Lothringens (Frankreich), die deutschen Gebiete Belgiens sowie Nordschleswig/Südjütland (Dänemark) auf. Auch wenn die Karte des Ständigen Ausschusses im Internet häufig kopiert wird und zunächst als Poster für die *Eighth United Nations Conference on the Standardization of Geographical Names (Berlin 27 August – 5 September 2002)* entwickelt wurde, verwundert es nicht, dass sie in die rechte Ecke gestellt und des Revanchismus geziehen wird.

Peter Jordan von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften führt in seinem die Genese der Karte erläuternden Aufsatz[1] – übrigens hier in Sachsen am Leibniz-Institut für Länderkunde Leipzig erschienen – acht „facteurs de longue durée“ als Kriterien für die Zuordnung zu Mitteleuropa an. Diese Faktoren, bei denen sich im Sinne von Fernand Braudel über lange Zeiträume hinweg wenig ändert, seien:

1 P. Jordan: Großgliederung Europas nach kulturräumlichen Kriterien, Europa Regional, 13. Jahrgang, 2005, Heft 4, S. 162 – 173, Leibniz-Institut für Länderkunde (IfL), Leipzig.

- historische Prägung durch deutsche und jüdische Kultur (als Spezifikum) zusätzlich zu slawischen, romanischen, ungarischen u. a. Kulturschichten (die außerhalb Mitteleuropas auch vorhanden sind)
- Nebeneinander oder zeitliche Abfolge von Protestantismus und Katholizismus, während Orthodoxie und Islam nur randliche Rollen spielen
- im Vergleich zu Ost- und Südosteuropa frühe Entwicklung eines Städtesystems und eines Bürgertums als Gegengewicht zu Adel, Landesherrn und Kirche
- frühe Existenz eines freien, keinem Grundherrn untergeordneten Bauerntums
- Tradition lokaler und regionaler Selbstverwaltung als Folge früheren politischen Partikularismus
- kulturelle (Sprache, Religion) und ethnische Vielfalt innerhalb von Staaten
- politisch und wirtschaftlich stets dem Kontinent zugewandt (und nicht nach Übersee orientiert)
- im Vergleich zu Westeuropa verspätete, gegenüber Ost- und Südosteuropa aber frühe Industrialisierung

Dies ist ein historisch begründeter Begriff der Kulturen Mitteleuropas – insbesondere aus der Geschichte bis zum Zusammenbruch des Osmanischen, des Romanoffschen, des Hohenzollernschen und des Habsburgischen Reiches. Er ist wesentlich deckungsgleich mit dem unseres heutigen Mitteleuropa Forums, nicht aber mit dem meines Referates. In ihm werde ich über „Aufgaben und Ziele staatlich getragener Kultur“ sprechen, also über einen durchaus anderen Kulturbegriff und damit möglicherweise auch anderen Mitteleuropabegriff.

Wer von den beiden, Staat und Kultur, trägt eigentlich wen?

In einer ersten Überlegung will ich fragen: Wer trägt eigentlich wen? Ist es tatsächlich so, daß der Staat die Kultur trägt, genauer gesprochen: die öffentliche Hand, also auch die anderen Territorialkörperschaften wie Gemeinden und Gemeindeverbände, sowie Stiftungen des öffentlichen Rechts? Ein Staat entsteht nicht aus einem Nichts heraus, sondern durch die Anerkennung dritter Staaten, die ihn in das Konzert der Nationen aufnehmen. (Denken Sie an das aktuelle Ringen Palästinas um einen staatlichen Beobachterstatus bei den Vereinten Nationen). Diese Anerkennung durch andere beruht stets auf einer Heterostereotypie, der Fremdzuweisung von Eigenschaften.

Verlassen wir für drei Minuten Mitteleuropa, um ein besonders relevantes Beispiel für die Interaktion von Fremdbild und Selbstbild zu betrachten. Werfen wir einen kurzen Blick auf die linke Mitte des nebenstehenden Bildes.

Wir sehen orientalisch erschlaffte Pfeifenraucher und tanzende Fezträger auf staubigem Grund. Im Hintergrund eine einzige Palme und ein Wachtturm inmitten eines ebenso schäbigen wie winzigen Dorfes. Würden Sie auf die Idee kommen, daß wir hier das Zentrum Europas vor uns sehen?

In der rechten Mitte sehen wir knebelbärtige langberockte Männer sich unterwürfig einem blaubetreßten westeuropäischen Offizier jugendlichen Alters nähern, dessen Gattin sich der Mildtätigkeit hingibt.

Die Totale des Gemäldes wird von einem Tempel mit dorischer Säulenordnung sowie einem recht ruinösen Burgberg dominiert; die Steine sind weitaus wichtiger als die dargestellten Figuren. Und an eben diesen Steinen hatte sich das Herz gebildeter Westeuropäer in London, Paris und München entzündet und zur Gründung von Philomusen-Vereinigungen veranlaßt. Im Widerstand gegen Napoleon schlug die Philomusen-Bewegung dann um ins Politische, man gründete sich um in Philhellenen-Bewegungen. Wo kommen wir Europäer her, wenn nicht aus der griechischen Idee der Freiheit und des freien Denkens?

Peter von Heß (1792–1871):
Einzug Otto I. in Athen vor Theseustempel und Akropolis, 1839.
München, Neue Pinakothek.

Verbreitungsgebiet der Arvanitika im Saronischen Golf.
Atlas Général Vidal-Lablache, Librairie Armand Colin, Paris, 1898

Dass man rund um den Saronischen Golf bei Athen gut 2000 Jahre nach Sokrates einen albanischen Dialekt sprach, die Arvanitika, die auch am Ende des 19. Jahrhunderts noch dominieren sollte (vgl. oben), davon sah Westeuropa gerne ab bei seiner Fremdwahrnehmung, in der der Aufständischen von 1821 als unmittelbare und direkte Nachfahren unsrer aller Vorfahren, der Hellenen gesehen werden wollten.

Dass die entscheidende Erbschaft der osmanischen Herrschaft hier wie im restlichen Südosteuropa das Misstrauen gegenüber dem Staat war, auch darüber wurde gerne hinweggesehen, als die Londoner Börse die ersten Anleihen zur Unterstützung des griechischen Freiheitskampfes auflegten und als 1830 Russland, Frankreich und Großbritannien die Errichtung des Königreichs Griechenland verfügten.

Der Philhellene Ludwig I. änderte die Schreibung seines Staatsnamens Baiern von I auf Y und entsandte seinen Sohn Otto, nun Otto I., dessen Einzug in Athen Peter von Heß für die Münchner Fördermittelgeber festhielt.

Die Diskrepanz zwischen der Heterotypie der den modernen Hellenen zugewiesenen antiken Größe und ihrem Unvermögen, einen modernen Staat auszubilden, bezahlte die westliche Gemeinschaft mit einer Kette von Staatsbankrotten, die etwa die Hälfte der modernen griechischen Staatsgeschichte einnehmen und aktuell einer Staatsschuldenakkumulation von rund 400 Milliarden Euro, also rund 160.000 Euro pro tatsächlich außerhalb der öffentlichen Systeme erwerbstätigem Griechen. Die Hellenische Republik gründet auf einer (von den Griechen durch Archäologie gern unterstützten) Fremdwahrnehmung als Kulturnation, ist also ein kulturinduziertes Phänomen. Insofern läßt sich sagen: **hier trägt die Kultur den Staat**.

Das im Juni 2009 eröffnete dritte Akropolis-Museum mit seinem Krokodils-Rachen ist die Stein gewordene Anklage: Gebt uns die 1801 geraubten Elgin Marbles zurück, wir sind eine Nation. Das Μουσείο Ακρόπολης von Bernard Tschumi und Michalis Fotiadis kostete 130 Millionen Euro. In den ersten zwölf Monaten kamen 2 Millionen Besuchern zum symbolischen Eintrittspreis von 1 Euro pro Person, während gleichzeitig die Staaten der EU eine erste Rettungsaktion beschlossen. Die Heterostereotypien waren zumindest bis dahin tragfähig, das Museum war eine unvermeidbare Investition in den späteren Rettungsschirm. Wenn man das Akropolismsueum als einzige Größe betrachten könnte, wäre der *return on invest* durch den Schuldenschnitt von 110 Milliarden Euro eins zu tausend.

Der Schiller-Festzug in Hamburg am 13. November 1859.
Deutsches Historisches Museum, Berlin, Gr 57/431.

Wir müssen nicht nach Griechenland gehen. Die Zentenarfeier für Friedrich Schiller 1859 brachte in zahlreichen Städten, in denen Deutsch gesprochen und die Weimarer Klassiker verehrt wurden, also in weiten Teilen Mitteleuropas im Sinne der Defintion des Ständigen Ausschusses, die Bürger auf die Straße. Um nur das Beispiel Wien herauszugreifen: „Der Fackelzug ging in die österreichische Verfassungsgeschichte ein, da mit ihm eine Entwicklung begann, die über das Oktober-Diplom 1860 zum Februar-Patent von 1861 führte und den Anfang der konstitutionellen Monarchie in Österreich bezeichnet.“[2] Die Schiller-Gedenkfeiern waren der kulturelle Grund, auf dem die „verspätete Nation“ des bald darauf zu gründenden Deutschen Kaiserreiches in einem Teil Mitteleuropas aufbauen konnte.

Umwieviel mehr galt dies Phänomen der kulturellen Grundlagen eines Nationalbewusstseins in Polen? Diesem blieb in seinem langen 19. Jahrhundert (hier gilt Hobsbawm’s Diktum in der Tat) die Ausbildung eines eigenen Staates von 1795 bis 1918 verwehrt.

In Ungarn? Staatlich noch fremdregiert, gründeten seine Eliten 1802 als Privatschenkung ein Nationalmuseum und 1825 die Akademie der Wissenschaften, deren Wirken dazu beitrug, daß 1844 die ungarischische Sprache das Latein als Amtssprache ablösen und 1867 ein Ausgleich mit Österreich herbeigeführt werden konnte, allerdings zulasten seiner anderen Ethnien.

2 www.burschenschaft.de/die-burschenschaft/friedrich-schiller-1759-1805.html

Aus Lettland schreibt mir die frühere stellvertretende Staatsekretärin und heutige Direktorin eines Freilichtmuseums, Una Sedleniece: „Die Letten hatten keine Könige und ihre Mentalität ist eher weniger so größenwahnsinnig oder phantasiereich wie bei den Kollegen in Polen, Ungarn oder Tschechien. Die kulturellen Wurzeln unserer Geschichte kann man auch Kolonisierungsgeschichte nennen. Uns ist auch diese Geschichte in der staatlich getragenen Kultur heute ziemlich wichtig. Der Staat pflegt sie und ist zum Beispiel stolz auf Schloss Rundāle[3] oder auf den Kulturkanon.“[4] Für diesen Kulturkanon haben Experten aus sieben Sparten von der Folk Tradition bis zum Cinema die aus ihrer Sicht wichtigsten Beispiele zusammengetragen und im Netz zugänglich gemacht. Im April 2013 wird ein großes Mark Rothko-Museum[5] in seiner Geburtsstadt Daugavpil eröffnet werden, von der Stadt getragen, vom Staat mitfinanziert. Zurzeit hängen dort nur Kopien.

Zum Narodni Divadlo Prag formuliert en.wikipedia unfreiwillig komisch: „The National Theatre is the embodiment of the will of the Czech nation for its national identity and independence. Collections of money among the broad masses of the people facilitated its construction, and so the ceremonious laying of the foundation stone on May 16, 1868, was tantamount to an all-state political demonstration. [...] A fire broke out on August 12, 1881, which destroyed the copper dome, the auditorium and the stage of the theatre. The fire was seen as a national catastrophe and was met with a mighty wave of determination to take up a new collection: Within 47 days a million guldens were collected.“ Was Wikipedia nicht erwähnt, ist, dass eine halbe Million vom Kaiser stammte, würde eine solche Erwähnung doch der Autostereotypie des tschechischen Nationalstolzs als Ablösung von den Habsburgern noch heute diametral zuwiderlaufen.

Wenn man sich die Jordanschen acht Definitionen der mitteleuropäischen Kulturen näher anschaut, so beschreiben sie keine staatsbildende Differenz, sondern genau **eine** Kultur (im Singular) mit gemeinsamen Charakteristika. Wenn man sich die oft Nationaltheater genannten Gebäude in Krakau oder Riga oder Prag oder Budapest oder Lemberg[6] anschaut, oft genug von den gleichen Architekten errichtet, oder die Struktur der im Völkerfrühling konzipierten Museen, so wäre ebenfalls eher von einer gemeinsamen Kultur im Singular zu sprechen.

3 www.rundale.net

4 www.kulturaskanons.lv/en/1/5/38
Just like in other European countries, the Latvian Cultural Canon is compiled as a treasure trove that contains the most important cultural achievements of all times. The Canon will include the treasures from various branches of culture: ones that are characteristic of it; that are for us a source of pride, and that should form the basis of cultural experience of every Latvian resident, fostering his or her sense of belonging. The Canon discourse is related to the notion of cultural memory, which can be considered as knowledge shared by a group of people, representatives of a certain culture, at a particular time. Thus Canon can be said to represent a means for creating and disseminating such common cultural memory.
Work on forming the Latvian Cultural Canon was launched in late 2007. Working groups of experts were formed in seven areas (Architecture and Design, Cinema, Literature, Music, Stage Art, National Traditions, Visual Arts). That work is now complete and we have a Cultural Canon consisting of 99 cultural treasures.
FOLK TRADITIONS; VISUAL ART; STAGE ART; MUSIC; LITERATURE; ARCHITECTURE AND DESIGN; CINEMA.

5 www.kultura.lv/en/persons/2

6 Vgl. Ther, Philipp: In der Mitte der Gesellschaft. Operntheater in Zentraleuropa 1815 – 1914. Wien 2006.

Verschieden war nicht das Denken, wohl aber das Sprechen

Tatsächlich verschieden war nicht das Denken, wohl aber das Sprechen. Ob es jedoch 1918 zu einer eigenen Armee und Flotte und damit zu einer amtlichen Definition als Sprache reichen sollte oder ob man sich mangels einer lemkischen oder ruthenischen Flotte mit dem Status eines Dialekts begnügen musste, das hing wesentlich davon ab, ob es im XIX. Jahrhundert gelungen gewesen war, die Ebene einer bloß bäuerlichen Kultur zu überwinden und Institutionen der Hochkultur anzulegen oder ob die Fremdwahrnehmung der regionalen Kultur gewissermaßen nur die Größe eines Taschenkorans[7] erreicht hatte.

Aus dem spezifisch mitteleuropäischen Entwicklungspfad verspäteter Staatsbildung rührt der – im Vergleich zum deutschen oder gar zum englischen Diskurs – meist positive Klang von „Hochkultur“ in Mitteleuropa. Im Polnischen entweder aus dem russischen Элитарная культура abgeleitet als Kultura elitarna bzw. aus dem Deutschen als Kultura wysoka, bezieht sie sich im affirmativ positiven Sinn auf eine Funktionselite. Ihr gegenüber stehe, schreibt mir Agnieszka Mazur, eine kultura niska, also eine Niederkultur, die allerdings häufiger kultura masowa, Kultur der Massen genannt werde. Genau umgekehrt sei es im Slowakischen, schreibt mir Szaniszló; dieses sei wesentlich von einer Diffamierung der meist eben nichtslowakischen Bourgeois-Kultur geprägt und stelle daher die Breitenkultur eher in den Vordergrund. Auch in der ungarischen Sprache, schreibt mir Zoltán Huszár, gebe es den Terminus „Hochkultur”, anstelle von „Breitenkultur” spreche man aber von „Alltagskultur”. In der Geschichte Ungarns habe bis zur Reformzeit des Vormärz im 19. Jahrhundert die „Hochkultur” meistens zum Adel gehört, ihre Träger seien bereits die Bildungsintelligenten (Honoratioren) gewesen. Die Träger der sogenannten „Alltagskultur” seien die anderen Mitglieder der Gesellschaft gewesen wie z. B. Bauer, Arbeiter, Bürger usw., die ihr eigenes „Kulturbewusstsein” ausgebildet hatten. Während des Parteistaates nach dem zweiten Weltkrieg sei die Kultur von den Kommunisten „durchideologisiert“ worden. Im Lettischen spräche man von Hoher Kunst kontrastierend zur populären Kultur, beide Termini stammen, schreibt mir Una Sedleniece, vermutlich „ziemlich direkt von der deutschen Tradition ab (hiermit meine ich sowohl den Sprachgebrauch wie auch die subtile Bedeutung der Aussagen als auch einfach eine Art kollektive Erinnerung), wie vieles, was in Lettland mit Kultur zu tun hat.“

7 Vimperk im Böhmerwald war längere Zeit Weltzentrum für Miniaturdrucke des Korans, mit dem Mitteleuropa bekanntlich nur randlich zu tun hat.

Diese Funktion der auf linguistischen Differenzen beruhenden Besonderheiten führte nach 1918 zu einer Engführung, in der die Mehrheitskultur als ausschließende Kultur betrachtet wurde. „In Ungarn wurde zur Staatspolitik in den Jahren 1920-1930 die Kultursuperiorität gegenüber den Nachbarnationen im Karpatenbecken, motiviert durch den Trianon-Vertrag“ (Huszar). Achtzig Jahre später führt die Präambel der Verfassung der Repbulik Polen vom 2. April 1997 aus: „In Dankbarkeit gegenüber unseren Vorfahren für ihre Arbeit, für ihren Kampf um die unter großen Opfern erlangte Unabhängigkeit, für die Kultur, die im christlichen Erbe des Volkes und in allgemeinen menschlichen Werten verwurzelt ist.“ Artikel 6 PolnV bestimmt: „Die Republik Polen schafft die Voraussetzungen für die Verbreitung und den gleichen Zugang zu der Kultur, die die Quelle der Identität des polnischen Volkes, seines Bestandes und seiner Entwicklung ist.“ Hier wird Kultur national aufgefasst – der Minderheitenkulturartikel 35 ist nur einer äußeren Notwendigkeit geschuldet, dem Blick auf Europarat und andere, der eigenen Verfassung vorausgehende, internationale Rechtstatbestände.[8]

Die Europawissenschaften führen demgegenüber heute aus, dass es ein Spezifikum der europäischen Gesellschaftsentwicklung ist, dass sich Epochenphänome über den ganzen Kontinent verbreiten. Es gibt eine polnische Sonderform von Gotik oder Barock etc., aber parallel dazu eine ungarische oder böhmische Renaissance etc. etc. Kann es also im 21. Jahrhundert noch den gleichen staatstragenden Diskurs geben wie 1918 ff.?

Wer fördert eigentlich wen, wenn der Staat die Kultur fördert?

Unsere heutige Konferenz gilt zunächst dem Erinnern; das habe ich in den letzten Minuten versucht zu tun. Es gilt zweitens dem Fördern, was ich in aller Kürze tun möchte, bevor wir drittens mit dem Gestalten abschließen. Lassen Sie uns jetzt fragen: Wer fördert eigentlich wen, wenn der Staat die Kultur fördert?

Kurator Jan Sokol kann heute nicht unter uns sein. Er hat gerade einen Vortrag über mittelalterliche Namens- und Schutznamensgebungen gehalten. Konnte nicht, so fragt er, mittels eines gemeinsamen Kanons christlicher Namen und Vorbilder die heidnische Befangenheit in der je eigenen gens überwunden und ein hochmittelalterlich-gemeinsames Europa geschaffen werden? Und wurde nicht dieser Kanon erst bei der empathischen Wiedereinführung heidnischer Namen während des Aufkommens nationaler Strömungen Anfang des 19. Jahrhunderts außer Kraft gesetzt? Und wer setzt heute dem technizistischen Ansatz der Brüsseler Eurokraten ein bürgernäheres Konzept europäischer Gemeinsamkeiten entgegen?

Lassen Sie mich Jan Sokols Gedanken umwenden auf die Aufgabe der den Staat tragender und von diesem getragenen Hochkultureinrichtungen. Sie entstanden in praktisch allen Teilen Mitteleuropas **im Vorgriff** auf eine noch zu erringende Staatlichkeit. Ihre Aufgabe bestand damals und be-

8 Art. 35 PV: „Die Republik Polen gewährleistet den polnischen Staatsangehörigen, die nationalen und ethnischen Minderheiten angehören, die Freiheit der Erhaltung und der Entwicklung der eigenen Sprache, der Erhaltung von Bräuchen und Traditionen sowie der Entwicklung der eigenen Kultur.“

steht eben auch heute in der Herausstellung einer jeweiligen Besonderheit, einer im Inneren der Nation als Eigentümlichkeit verstandenden Autostereotypie, die dann im Bewusstsein dritter Nationen die entscheidende hinreichende Bedingung für die Gewährung von Eigenstaatlichkeit erfüllt.

Wenn aber die Aufgabe der Hochkultureinrichtungen die Darstellung von Differenz ist – etwas spezifisch Polnisches, das anders ist, als das spezifisch Slowakische – ist es dann ein Wunder, dass die Darstellung des Europäisch-Gemeinsamen nicht zum von ihnen so verstandenen Auftrag dieser Hochkultureinrichtungen gehört? Wo wäre hier in Dresden oder bei Ihnen, verehrte Gäste, in Warschau, Budapest, Preßburg, Riga, Prag, die Darstellung der Einbettung unserer kleinen regionalen Spezifika in den europäischen *main stream* von Romanik, Gotik, Renaissance, Barock, Klassizismus, Gründerzeit, Moderne, Postmoderne etc. – verstanden als geistiges wie als künstlerisches Phänomen?

Mit meinem slowakischen Kollegen Szaniszló zu reden: „Die kleinen, erst vor kurzem befreiten Nationen sind geldlos und brauchen viel mehr Zeit um zu verstehen, ob die alte Europäische Kultur für sie eine Wichtigkeit hat. Diese Diskussion brauchen wir und sie wird schmerzlich. Nachher können wir uns weiter bewegen.“

Ungleichheitsverteilung bei Museen

Was bedeuten nun die eingangs erwähnten acht Faktoren der langen Dauer für eine mitteleuropäische Kulturpolitik? Lassen Sie uns zum Abschluss ein neues Kapitel der wissenschaftlichen Betrachtung von Kulturpolitik aufschlagen und den Hinweis auf die slowakische „Geldlosigkeit" aufgreifen.

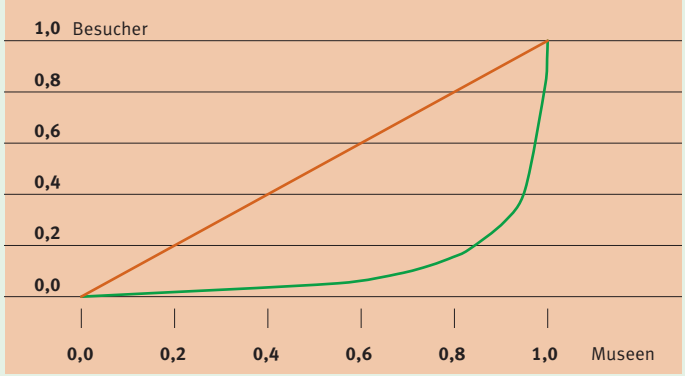
Wie es mit der Ungerechtigkeit innerhalb einer Gesellschaft aussieht, das können wir dank Corrado Gini (1884 – 1965) und seiner Lorenzkurve plastisch abbilden und in einer Zahl verdichten. Die Gini-Zahl 0,0 steht für perfekte Egalität: wenn alle das Gleiche hätten, würden 20 % einer Bevölkerung über 20 % der Ressourcen verfügen, 40 über 40 etc., die Verteilungslinie würde linear im Winkel von 45 ° ansteigen, die Fläche A zwischen der Ideallinie und der Realkurve wäre Null und damit wäre auch der Gini-Koeffizient Null. Umgekehrt steht Gini 1,0 für absolute Ungleichverteilung: wenn 1 % der Bevölkerung über 100 % der Ressourcen verfügt und die anderen 99 % nichts haben. In Skandinavien steht man bei einem sehr wohlfahrtsfreundlichen Faktor von 0,24, in den Vereinigten Staaten bei einem Besorgnis erregenden Faktor von knapp 0,5.

Wie sieht es nun in der Kultur aus? In Deutschland gibt es eine Haushaltssystematik der Museen seit 1992 nicht mehr. Aber über die Besucherzahlen lässt sich eine Annäherung erreichen (vgl. nebenstehende Abbildung: für die Kategorie 0 bis 5.000 Besuche pro Jahr gibt es eine Anzahl von 2.635 Museen, die sich an der Umfrage des Instituts für Museumsforschung beteiligt haben; auf sie entfielen rechnerisch 5,7 Millionen Besuche. Die Zahl 109 Millionen wiederum ist die belegte Jahresgesamtzahl).

Besuche	Anzahl	Besucherverteilung
bis 5.000	2.653	5.709.915
5.001–10.000	620	4.003.182
10.001–15.000	330	3.551.210
15.001–20.000	241	3.630.843
20.001–25.000	159	3.079.867
25.001–50.000	377	12.170.964
50.001–100.000	210	13.559.164
100.001–500.000	211	45.412.439
500.001–1 Millionen	16	10.330.792
über 1 Millionen	6	7.748.094
Summe	**4.823**	**109.196.469**

Verteilung der Besucher deutscher Museen 2010 (109 Millionen) auf Museumstypen geordnet nach Besucherhäufigkeit. Die Angabe der Anzahl der Museen für jeden Typ folgt der Statistischen Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2010 des Instituts für Museumsforschung an den Staatlichen Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz. Die Zahl der Besucher pro Typ ist eine approximative Hochrechnung aus einem Mittelwert der Besucher pro Typ und einem Verhältniswert zur Gesamtzahl 109 Millionen mit einer Unschärfe von etwa 15%.

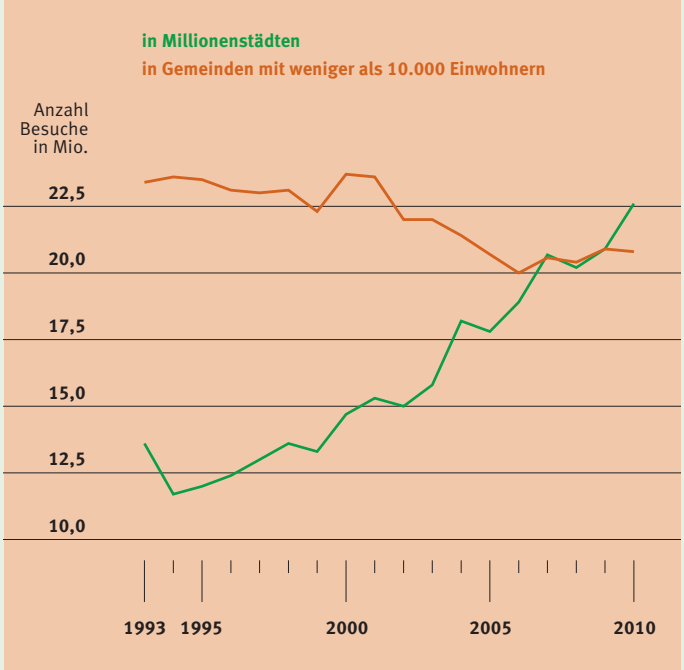
Ungleichheitsverteilung Museen DE 2010 (Lorenzkurve).
6.281 Museen; 109.196.469 Besucher. Gini-Koeffizient 0,804.



55 % der Museen erreichen weniger als 5.000 Besucher im Jahr, sind also wirkungsmäßig arme Tröpfe, was erfahrungsgemäß mit ihrer Finanzausstattung wesentlich korreliert. Am anderen Ende der Skala stehen die 6 Museen, die über eine Million Besucher erreichen, also 0,12 % der Museenanzahl und 7 % der Besucher. Aus diesen Angaben nun lässt sich eine Ungleichheitsverteilung der Museen in Deutschland erstellen.

Es ergibt sich ein extremer Gini-Koeffizient von 0,804. Das entspricht fast der berüchtigten Pareto-Verteilung – auf 10 % der Museen entfallen 90 % der Wirkung. Ähnlich wie bei der Steuerprogression an die hohen Einkommen andere Maßstäbe angelegt werden (in Frankreich unter Hollande waren bis zu 75 % für Einkommensmillionäre geplant), so müsste an sich aus diesem Museums-Gini folgern, dass die Aufgaben und Ziele staatlich getragener Kultur bei den großen unter den Einrichtungen mit besonderem Nachdruck zu bestimmen und durchzusetzen sind.

Gleichzeitig wissen wir, dass die bis vor 20 Jahren jedenfalls in Deutschland nicht sehr wichtigen Museen in den Millionenstädten (1994 etwa 10 % der Gesamtbesucher; 2010 gut 20 %) die Wichtigkeit der Museen in kleinen Gemeinden mit weniger als 10.000 Einwohnern zum ersten Mal überholt haben (die ihrerseits einigermaßen konstant auf knapp 20 % blieben).



Entwicklung der Museumsbesucher in Metropolen bzw. Kleinstädten unter 10.000 Einwohnern. Abbildung aus: Statistische Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2010 des Instituts für Museumsforschung an den Staatlichen Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, S. 69.

Smetanas „Blanik“ und unser gemeinsames Vaterland Mitteleuropa

Meine Damen und Herren, lassen Sie mich als **ersten Impuls** meines Vortrages fragen, ob es nicht – 63 Jahre nach Gründung des Europarates und 62 Jahre nach dem Schuman-Plan – an der Zeit ist, als „Aufgaben und Ziele staatlich getragener Kultur“ das europäisch Verbindende zu definieren, also gerade nicht das national-spezifische? Den Kultureinrichtungen als Auftrag mitgeben, die Gemeinsamkeiten Europas herauszustellen und hier wiederum besonders die Gemeinsamkeit der Kultur Mitteleuropas? Wenn dies angegangen werden soll, dann wissen wir, dass auf der musealen Ebene ein Effekt, vor allem von den großen

staatlichen Museen in den großen Städten, zu realisieren wäre.

Die Aufgabe der Kulturpolitik und der von ihr geförderten Einrichtungen hieße: als Autostereotypie wie als Heterostereotypie die Verwobenheit der regionalen Gesellschafts- und Kunstentwicklung mit der der umgebenden Länder sinnlich wie rational zu einer wirkmächtigen Darstellung zu bringen.

Lassen Sie mich als zweiten Impuls meines Vortrages fragen:

Welcher Finanzmechanismus könnte den Nationalkulturen Mitteleuropas hierbei helfen?

Nun hat die EU seit 2007 ein Programm mit dem schönen Namen „Mitteleuropa“ aufgelegt, das einer ganz anderen Landkarte folgt.

Kulturhistorisch bemerkenswert an dieser Karte ist im Sinne des deutsch-slawischen Miteinanders (Jordans Punkt 1), dass ihre Ostgrenze bis Lemberg geht und ihre Westgrenze einigermaßen präzis der Westgrenze slawischer Besiedlung von den Obodriten im Norden bis ins nordbadische Boxberg folgt, Adenauers Rheinland also zu Westeuropa gerechnet wird, was relativ plausibel ist. Umgerechnet wird zugerechnet der langobardische Norden Italiens. In unserem Sinne zu ergänzen wäre allenfalls das Baltikum, das Neumitglied Kroatien und das innerkarpatische Rumänien.

Die Europäische Union könnte in der EU-Förderperiode 2014 ff. ein erneuertes „Progamm Mitteleuropa“ mit ausschließlicher Zielrichtung auf diese kulturpolitische Aufgabe auflegen. 42 Millionen Euro im Jahr für einen solchen Riesenraum würden allerdings unsichtbar versickern. Es müsste eher ein Mehrfaches sein und das Programm müsste korrespondieren mit entsprechenden Programmen für die zusammen weiteren 60 % der EU-Bevölkerung in Nordeuropa, Westeuropa, Südeuropa sowie Südosteuropa.

Die Geduld der Völker Europas mit der technizistischen Bürokratie Brüssels ist an ein Ende gekommen; Europas Einigung bedarf anderer Mittel, wenn sie denn weiterhin angestrebt werden soll.

Der Sage nach haben sich die letzten hussitischen Streiter in den Berg Blanik zurückgezogen. Sobald das Vaterland in höchster Not ist, werden sich die schlafenden Ritter unter der Führung des heiligen Wenzels aufmachen und die Heimat befreien. „Blanik“ ist der sechste und Schlussteil von Smetanas „Ma Vlast“ (komponiert 1874 bis 1879, UA des Zyklus 1882 Prag). Sollten wir die hussitischen Streiter nicht wecken für unser gemeinsames Vaterland Mitteleuropa?

Ich danke Ihnen. «

EU-Programm „Mitteleuropa“ 2007 ff.
Darstellung: Europäische Kommission.

→ **Gerald Schubert** (Moderation)**:**
Herzlichen Dank an Herrn Professor Vogt für das Einleitungsreferat mit vielen Impulsen. Ich möchte Ihnen jetzt zunächst die weiteren Gäste auf dem Podium vorstellen. Das ist zum einen Frau Dr. Gabriele Zuna-Kratky, Direktorin des Technischen Museums in Wien. Zu meiner Rechten Herr Dr. László Baán, Generaldirektor des Museums der bildenden Künste in Budapest. Und ganz außen Herr Professor Dirk Syndram. Er ist vielen Anwesenden vermutlich bekannt. Er ist Direktor des Grünen Gewölbes und der Rüstkammer der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden.

→ **Prof. Dr. Dirk Syndram:**
Das Grüne Gewölbe ist eines der ältesten Museen Europas. Wahrscheinlich das einzige Museum, das sich noch so erleben lässt, wie es eben gedacht war, als es 1728/29 begründet und eröffnet wurde. Jetzt, nach der Wiedereröffnung im Jahre 2006, geht man in die Vergangenheit hinein und kann die barocke Pracht in aller Realität sehen. Es ist eines der beliebtesten Museen Deutschlands. Es gehört zu dem Gesamtkomplex des Schlosses, und wir gehören also zu den sechs, die etwas über eine Million Besucher im Jahr haben.

Die Rüstkammer ist sicherlich eines der verkanntesten Museen, die wir hier in Dresden haben unter unseren 14 Museen der Staatlichen Kunstsammlungen. Die Rüstkammer ist das materielle Gedächtnis fürstlicher Repräsentation der frühen Neuzeit in einer Form, wie wir es also nirgendwo anders in Europa finden. Es beinhaltet nicht nur Harnische und Prunkwaffen des Kurfürstentums Sachsen als eines der reichsten und progressivsten Länder sondern auch noch ein hervorragendes Repräsentationsbedürfnis dieses Landes. Durch die Bewahrung über Generationen haben wir Sammlungen, wie wir sie nirgendwo anders finden. Das hat sich schon mit der Türkischen Kammer gezeigt, die wir eröffnet haben, die insofern schon einzigartig ist, wie im abendländischen Bereich an sich. Eigentlich ist das nächste, was dann ansprechend ist, das Topkapı-Museum in Istanbul.

Wir können also wirklich Botschaften aus der Vergangenheit lesen und in die Gegenwart hineinbringen. Wir bringen Begegnungen mit Realzeugnissen der Vergangenheit der letzten 400 Jahre und erzählen Geschichten und das, denke ich, ist Hochkultur. Also ich möchte ganz gern nicht die Masse, sondern die Menge der Menschen auch ansprechen und eben ihnen auch die Möglichkeiten geben, sich weiter zu erfreuen, zu entwickeln, zu lernen. Und das können wir hier gut machen im Dresdner Schloss. Wir sind auf einem Weg, der sich also schon ganz gut anlässt und der eigentlich auch die Selbstdefinition Sachsens als Kulturnation gut vertritt.

➔ **Gerald Schubert:**
Frau Zuna, das Technische Museum war früher, als ich noch zur Schule ging, etwas, wo viele alte Flugzeuge von der Decke hingen und wo in der Schule so ein bisschen das Image vorgeherrscht hat – schon lange her –, dass, wenn Schulausflug ist und das Wetter schlecht ist, gehen wir ins Technische Museum. Ich glaube, seitdem hat sich sehr viel geändert. Ich war vor einigen Jahren wieder – als ich auf Heimaturlaub in Wien war – und mir hat es wirklich gut gefallen. Es ist eine Hinwendung vor allem auch zu moderner Kommunikationstechnologie. Können Sie die Entwicklung bestätigen?

➔ **Dr. Gabriele Zuna-Kratky:**
Also ich bin froh, dass Sie auf Heimaturlaub waren und dass Sie nicht nur die Eindrücke Ihrer Schulzeit mitgenommen haben. Es hat früher einen Spruch gegeben: In das Technische Museum gehst du zweimal im Leben. Das erste Mal an der Hand deines Vaters und das zweite Mal mit deinem Sohn an der Hand. Und wir sind angetreten, das zu ändern. Ich glaube auch, wir haben es geschafft.

Um die österreichische Museumsszene vielleicht besser zu verstehen, darf ich ein kleines bisschen ausholen. In Österreich als Kulturland, als Tourismusland glauben wir schon manchmal, dass wir der Nabel der Welt sind. Österreich war mal eine ganz große Nation. Wien war in der Mitte. Wir zehren noch heute von den Sammlungen der Habsburger, die wir alle bewahren in den vielen alten Museen und den vielen Kulturinstitutionen. Mit dem Ende der Monarchie wurde nicht nur das Land kleiner, sondern auch Wien rückte „in den Osten“. Bis heute haben Viele noch nicht so ganz verstanden, dass Bratislava und Budapest uns geographisch näher sind als Vorarlberg.

Wir in Wien mit dem Technischen Museum sind quasi der kleine Bruder des Deutschen Museums. Die Gründungsväter von beiden, Oskar von Miller und Wilhelm Exner, haben sich ausgetauscht. Sie haben sich in der Sammlungspolitik abgesprochen. Ich habe den einen Schnitt einer Dampfmaschine, die andere Hälfte steht im Deutschen Museum. Es gab also schon zu Beginn eine wunderbare Zusammenarbeit. Sie haben sich zu Weihnachten dann Vanillekipferl geschickt. Heute gibt es wieder einen regen Austausch, nicht mit Vanillekipferl, sondern in Form von Leihverkehr.

Unser Museum hat über 300.000 Besucher pro Jahr. Wir bemühen uns um ein vielfältiges Programm, das auch mitunter Massen anlockt und aber nicht zu sehr zum Kommerz verkommt. Wir haben das Glück gehabt, dass wir die Chance bekamen, das Museum von Grund auf neu zu gestalten und zu modernisieren. Das heißt, so wie Sie das Technische Museum erlebt haben, waren auch

die anderen Museen ziemlich veraltet. Die Gebäude waren renovierungsbedürftig. Die Sammlungen waren absolut nicht zeitgemäß präsentiert. In den 1990er-Jahren war Dr. Erhard Busek u.a. für die Museen zuständig. Er war zunächst Wissenschaftsminister, dann Unterrichtsminister und Vizekanzler. Ich denke sehr gerne an Erhard Busek, einen der Mitbegründer des Forums Mitteleuropa, wenn es um Einigung und um die „Schau über den Tellerrand“ hinaus geht. In seiner Amtszeit gab es die „Museumsmilliarde“ für die Revitalisierung, die Restaurierung, die Renovierung der Häuser. So hat das Technische Museum, in sieben Jahren Umbauzeit, einen kompletten Turnaround bekommen.

Wenn wir mit Partnermuseen in Prag, was ich mir wünsche, oder mit Budapest auch engere Beziehungen haben, entsteht so etwas wie ein Spinnennetz. Aber Zusammenarbeit geht eben von den jeweiligen Personen, von den Menschen aus. Das heißt also auch museale Vernetzung muss man oft wieder von vorne anfangen, da sie eigentlich immer eine sehr persönliche Art der Annäherung und der Zusammenarbeit ist.

➔ **Gerald Schubert:**
Frau Zuna, Werte jetzt in der Technik klingt auf den ersten Blick oder beim ersten Hinhören vielleicht überraschend. Andererseits haben Sie nicht vielleicht sogar einen gewissen Vorteil, zu dem kaum jemand auf die Idee komme, technische Errungenschaften jetzt als Luxus oder als etwas, was dem nationalen Kulturkanon und der Nationalidentifizierung dient und so, zu betrachten? Vielleicht haben Sie es mit der internationalen Zusammenarbeit sogar leichter. Wie sieht es denn bei Ihnen aus?

➔ **Dr. Gabriele Zuna-Kratky:**
Ich hoffe, Sie machen nicht diesen Fehler, den viele Menschen machen, dass sie Technik nicht als Kulturgut ansehen. Bei uns wird leider sehr oft - und das ist ein Problem in der Kommunikation - Kultur mit Kunst gleichgesetzt. Das heißt bei vielen Kunst/Kulturseiten kommen wir in der Berichterstattung dann nicht vor. Dafür eher in der Wissenschaft oder bei den Innovationen. Leider fangen manche Leute mit der Technik nicht so viel an.

Dann der zweite Irrtum. Alles Leben ist Kunst. Natürlich. Alles ist künstlerisch gestaltet. Aber sie wachen ja mit dem Wecker auf, sie schalten die Kaffeemaschine ein ... Also Technik ist auch Alles, ist auch das Leben. Darum kämpfen wir, um diese Form der Anerkennung.

Wir sind auch in diesem Netzwerk drin. Da gebe ich dem Herrn Direktor vollkommen Recht. Es hängt an den handelnden Personen. Ich bin sehr froh, dass die handelnden Personen, die an diesen Knotenpunkten eines großen Netzwerkes hängen, nicht alle auf einmal wechseln. Das heißt, es können sich diese Beziehungen weiter aufbauen und die Stafette wird weitergegeben. Das ist bei uns in der Technik nicht mit dem Getty-Museum und mit Guggenheim, aber mit dem Deutschen Museum, mit den Spaniern oder auch Budapest. Da haben wir auch unsere Kontakte, unseren Leihverkehr, unsere Gemeinschaftsausstellungen. Das Telekommunikationsmuseum Berlin hat uns den Grundstock für eine Roboterausstellung geliefert. Da machen wir dann weiter.

Manchmal gibt es eine „Initialzündung“ und dann plötzlich ist Geld da, für Dinge, die man schon lange umsetzen

wollte: Prag, zum Beispiel, hat heute die tollsten Depots überhaupt. Auf Grund des Hochwassers wurde viel Geld locker gemacht, sodass sie ihre Kunst-Kultur- Schätze jetzt wirklich professionell bewahren können. Selbstverständlich wünscht man sich kein Hochwasser, doch wäre man vielleicht manchmal dazu versucht, wenn es an Budget für dringende Projekte mangelt.

Nach einem durchgeführten Projekt ist es dann auch notwendig, den BesucherInnen zu erklären, wofür das Geld ausgegeben wurde. Wenn ich im Grünen Gewölbe stehe und mir von Anfang bis Ende – und am liebsten noch einmal – den Zeitrafferfilm angeschaut habe, wie es anfangs ausgeschaut hat und wie lange der Umbau gedauert hat. Ich nehme an, Sie waren alle schon öfter im Grünen Gewölbe. Also wissen Sie jetzt, wovon ich spreche. Es wird in dem Film ganz genau gezeigt, wie die Arbeiten dort vorangeschritten sind und was am Anfang war und was am Ende war. In Prag macht man das genauso. Da sind z.B. die Restaurierungsarbeiten beschrieben. Im Museum wird Ihnen dann alles noch mal erklärt. So kann man auch den Menschen, deren Steuergelder ja schließlich dafür verwendet werden, klar machen: du bist auch ein Teil dieser Kultur, Hoch-, Mittel-, Weniger- Kultur, völlig egal, aber du bist ein Teil, der dazu beiträgt, etwas für folgende Generationen zu bewahren. Das macht dich auch ein bisschen unsterblich.

➔ **Prof. Dr. Dirk Syndram:**
Kultur macht unsterblich. Und zwar eine ganze Generation. Das, was übrig bleibt, ist natürlich auch Technik, die sich auch weiterentwickelt. Wobei Technik ein schnelleres Verfallsdatum hat, die Heizungstechnik des späten 19. Jahrhunderts, das weiß keiner mehr, was da gewesen ist. Aber für uns ist es wichtig, etwas zu hinterlassen. Das ist Kultur. Entschuldigung. Das ist wirklich Kultur.

Ich sehe es nicht ein, weswegen man sich rechtfertigen muss, warum wir das Geld ausgeben. Das Geld, das wir ausgeben, ist ziemlich wenig, verglichen mit dem, was die Banken bekommen, was in die Verteidigung hineingeht – das war immer schon das Teuerste gewesen. Zum anderen ist es aber auch so, dass die Kultur Identität stiftet, und zwar regionale Identität für Dresden beispielsweise, für Budapest, für Wien oder so etwas. Dann eben auch darüber hinaus die staatliche Identität, was auch wichtig ist. Man fühlt sich als Gruppe über die Kultur hinaus. Das, was wir jetzt – Gott sei Dank – wieder haben, ist, dass wir die Nationalstaatlichkeit überwinden und das große Europa haben. Ich bin froh in dieser Generation geboren zu sein, wo man einfach mal mit dem Auto bis nach Spanien durchfährt, ohne dass irgendjemand einen anhält. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie das gewesen ist, wo ich dauernd mein Geld wechseln musste. Ich freue mich über den Euro, den ich jetzt habe. Etwas, was also auch gemeinsam eben stiftend ist. Die Kultur macht das. Die Kultur kann eben auch immer wieder neu befruchten, eben auch neue Aspekte hineinbringen. Insofern ist das Geld, was wir dort in die Kultur anlegen oder das der Steuerzahler dort anlegt, nicht irgendetwas, kein Sahnehäubchen, sondern das ist seine eigene Identität, die er damit bezahlt.

➔ **Gerald Schubert:**
Ihre eingangs erwähnten Thesen kann ich inhaltlich voll unterstützen. Mir ging es eigentlich darum: Ich hatte eher den Eindruck, dass Technik sich sonst vielleicht einfach schneller zur Globalisierung, sich deshalb nicht zu Mythenbildung eignet, zur Nationalmythenbildung, was Ihnen vielleicht entgegen kommen könnte.

➔ **Dr. Gabriele Zuna-Kratky:**
Oh ja, doch. Sie sind vielleicht nicht so habsburgeraffin, aber ich habe den Hofsalonwagen der Kaiserin Elisa-

beth. Also, wenn Sie wollen, wir können eine Retroführung machen, rauf und runter. Dann können wir in den Medienwelten enden, wo wir wirklich neueste Kommunikationsmöglichkeiten ausprobieren können. Also es ist ein sehr weites Feld und wir versuchen da einen Spagat, wo wir dann wahrscheinlich sehr schnell massentauglich werden. Vielleicht schneller massentauglich über diese Form der Technik, als man es mit Kunstschätzen machen könnte.

➔ **Gerald Schubert:**
Herzlichen Dank. Gibt es noch eine Wortmeldung, eine Frage an einen der Diskutanten? Ansonsten würde ich vielleicht eine kurze Schlussrunde einleiten und diese noch an eine Reminiszenz koppeln.

Ich glaube, es ist noch nicht so lange her. Im Frühjahr haben 50 namhafte Künstler einen Aufruf unterschrieben. Eigentlich einen Protestaufruf gegen ein Buch, das hieß „Der Kulturinfarkt".

➔ **Prof. Dr. Dirk Syndram:**
Es ist schon so, dass wir als Hochkultur in der Staatlichen Kunstsammlung natürlich vom Staat alimentiert werden. Wir werden also unterstützt. Aber es ist nur ein kleiner Teil von dem, was wir eigentlich brauchen, um das zu leisten, was wir uns selbst vorgenommen haben oder was wir uns vornehmen und auch durchführen. Die großen Ausstellungen sind mit unserem Etat in dieser Form nicht zu machen. Wir suchen uns dann auch andere Partner. Soweit es irgendwie geht. Stiftungen, um das Ganze zu unterstützen natürlich und auch weiterzuführen.

Der „Kulturinfarkt" zielt natürlich auf das, was Herr Vogt auch gezeigt hat. 6 000 Museen in Deutschland, mit diesem 80 Millionenvolk ist das schon beachtlich, wenn man dann auch noch die ganzen Orchester dazu nimmt, die ganzen Schauspielhäuser. Ich habe immer mal gehört, es gibt so viele Konzerte, insbesondere Orchester in Deutschland wie außerhalb Deutschlands. Ob das stimmt, weiß ich nicht. Aber es ist auf alle Fälle so, dass da eine doch sehr hohe Konzentration ist.

Ich empfinde eigentlich Kultur als Lebensmittel. Als etwas – wie er schon gesagt hat – das unser Leben definiert. Als etwas, was dem Leben vielleicht auch einen Sinn gibt. Das gibt es ja auch. Etwas Sinnstiftendes eigentlich. Das ist ja nicht ganz falsch. Wenn wir in unserer schnelllebigen Gesellschaft mal einen Sinn haben. Was sie auch schon immer sagten: dass es Werte vermittelt, auch Werte daran festgemacht werden. Dass das so etwas wie eine fast Trillionaufgabe der Kirchen übernimmt. Dass man eben die Werte des eigenen Lebens dort auch findet und dann eben das Leben auch bereichert.

Ich wünsche mir natürlich auch manchmal ein bisschen mehr Geld und ich wünsche mir auch mal ein bisschen mehr Unterstützung, auch von der Politik. Ich wünsche mir auch mal, dass man die Politik selbst definiert, was sie von uns will. Wenn sie das dann gemacht hat und sich auch überlegt, ob das, was sie uns gibt, dafür auch ausreicht. So ist es eben, dass die Kulturtragenden – die wir hier sind – auch sehr stark die Ziele selbst stecken und versuchen, dann einfach mitzureißen, sowohl die Besucher, als eben auch die alle fünf Jahre wechselnden Parlamentarier oder auch bleibenden Parlamentarier. Wie auch immer das dann ist. Aber die auch mitzunehmen und mitzutragen. Da fällt es uns leicht mit dem Präsidenten hier, der also selbst schon mal Minister für Wissenschaft und Kunst war und dann auch im Jahre 2002 mit im Wasser gesteckt hat und gesehen hat, was man da macht und bei anderen muss man immer wieder neu aufbauen.

➔ **Gerald Schubert:**
Wie ist das bei Ihnen Herr Baán? Vielleicht bleiben wir gleich bei Ihnen. Das Museum der bildenden Künste in Budapest. Worin sehen Sie jetzt Ihre konkrete Aufgabe und vielleicht auch institutionell. Ich glaube, dort hat sich in den letzten Jahren ja einiges geändert.

➔ **Dr. László Baán:**
Ich möchte noch einmal sagen, dass der Staat keine kulturellen Werte unterstützt. Der Staat unterstützt Institutionen, welche etabliert sind und wirklich – wie im Titel unserer Podiumsdiskussion genannt – Gralhüter sind. Gralhüter als Kanonhüter oder Hüter der kanonisierten Werte. Natürlich gehören dazu Museen, Theater usw. usw. Es ist ganz eindeutig, dass der Staat ein bisschen – alle Staaten sind das ein bisschen – konservativ ist. In diesem Sinne. Solche Institutionen und Museen sind die konservativsten Plätze dieser kulturellen Vielfalt, weil wir alte Gegenstände hüten, alte Werte, wie schon vor vielen Jahren, sogar Jahrhunderten im Kanon getragen worden.

Über die Finanzierung. Nach der Krise wurde es natürlich auch bei ihnen ein bisschen schlechter. Aber der Staat ist mit der Finanzierung völlig ausgekommen. Im Vergleich mit den Museen in Deutschland, gibt es bei uns noch immer sehr viele Kuratoren im Museum. Ich weiß, dass es in der Gemäldegalerie in Dresden zwei Kunstwissenschaftler gibt. In unserem Museum gibt es 50, noch immer. Es wird weniger, aber es ist noch ein Erbe der früheren Jahre der früheren sozialistischen Länder. Es ist noch immer so geblieben.

➔ **Gerald Schubert:**
Herr Baán, sehen Sie sich unter Druck gesetzt oder sind Sie optimistisch, was die Zukunft betrifft? Wie sehr leiden Sie unter der momentanen Wirtschaftskrise in Europa?

➔ **Dr. László Baán:**
Ich denke, wir können immer wählen, optimistisch oder pessimistisch zu sein. Es hängt nicht von der Lage ab. Wir haben jetzt eine große Frage: Was wird mit Europa in der Zukunft sein? Es ist nicht so eindeutig wie früher diese führende Rolle in der Welt usw. Ich würde das wirklich eben ganz gern initiieren, dass Kulturpolitik und Bildungspolitik, Politiker verantwortlich sind für Kultur und Bildung, wie es vorhin von dem jungen Herren gesagt wurde. Ein Zusammendenken, wie wir Europa definieren, ist jetzt dringend nötig, denke ich. Was ist Europa und wie wird die Definition von Europa mit den europäischen Werten zusammengeführt? Wie können wir wirklich diese europäischen Werte und den europäischen Kanon weitergeben? Einerseits sieht das ein bisschen zu theoretisch aus, aber andererseits werden wir keine Antworten darauf finden.

Robert Schuman, einer der Väter der Europäischen Union, hat über sein Leben gesagt: „Wenn ich wieder anfangen könnte, ich würde mit Kultur anfangen.“ Das bedeutet wahrscheinlich, dass diese ganze Frage über die Zukunft der Europäischen Union und über Europa wahrscheinlich viel tiefer über die Werte geht. Gibt es gemein-

same Werte in Europa oder nicht? Wo können wir das finden? In der Kultur? In der Ökonomie? In der Kultur der Vergangenheit, unserer Tradition usw.? Einerseits ist es wirklich eine Finanzierungs- und Wirtschaftskrise, aber andererseits können wir nicht ganz einfache Antworten auf diese Frage geben, ob es gemeinsame europäische Werte gibt oder nicht.

Wie können wir einen Kanon so schaffen und übergeben, dass wir wirklich Werte erhalten?

→ **Dr. Gabriele Zuna-Kratky:**
Also ich setze große Hoffnungen in die Kultur, weil ich finde, Kultur kann wirklich in Zeiten wie diesen, wirtschaftlicher Krisen und eines enormen Gegeneinanders, etwas sehr, sehr Verbindendes sein. Schon allein diese Veranstaltung zeugt davon. Ich finde, wenn wir diese Verbundenheit, diese Verbindungen, weiter fördern, können wir vielleicht Brücken schlagen, die – es tut mir leid, das sagen zu müssen – viele Politiker einfach nicht geschafft haben. Dieses Gegeneinander ist wirklich etwas sehr Schwieriges. Da glaube ich, dass die kulturelle Verbundenheit und dieses Netzwerk uns darüber hinweghelfen können.

Dann würde ich gern noch zu den Schulen zurückkommen, die ja für uns im Technischen Museum Wien die wichtigsten Partner sind. Wir sehen uns als ganz wichtigen außerschulischen Lernort. Da gibt es jede Menge Untersuchungen. Wenn man junge Menschen an bestimmte Dinge, an kulturelle Dinge, heranführt, dann behalten die das. Sie kommen dann mit ihren eigenen Kindern und haben ein ganz anderes Verständnis. Ein kulturelles Verständnis. Wenn man ihnen die Möglichkeiten eröffnet, wirklich über den Tellerrand, über Landesgrenzen, über kulturelle Grenzen hinweg zu denken, etwas zu erleben, dann haben wir schon den Grundstein für ein späteres gutes Miteinander gelegt.

In den österreichischen Ex-Bundesmuseen haben Jugendliche bis 19 Jahre gratis Eintritt und wir bieten noch extra Aktionen. Das heißt, momentan haben wir z.B. ein mehrsprachiges Schulprojekt mit BKS-Sprachen, also Bosnisch, Kroatisch, Serbisch sowie Türkisch und Hocharabisch. Tschechisch fehlt leider. Aber ich hoffe, irgendwann einmal kommen wir auch so weit, dass wir spezielle Angebote in allen anderen Sprachen haben werden, die wir Schülern anbieten können, und die in ihren Schulen real erlebbar sind. Das ist die Realität und die sollte sich auch im Angebot der Kulturinstitutionen wiederfinden.

Themenblock 3

Bürgerschaftlich organisierte Kultur

Impulsreferat

Was hält das Prager Literaturhaus deutschsprachiger Autoren zusammen?

Dr. František Černý

» Beginnen möchte ich mit einem Exkurs zur deutschen Sprache in Tschechien.

Ich habe ich mich, nachdem ich nach dem Prager Frühling Berufsverbot auf mich nehmen musste, in einer Abendschule – in einer der besten Abendschulen in Prag – fast 20 Jahre als Deutschlehrer betätigt. Das war eine Zeit, wo die deutsche Sprache – schon vorher natürlich und auch einige Jahre später – die Sprache war, die viele erlernen wollten. In den Kursen drängten sich die Interessenten. Wir mussten manchmal die Leute enttäuschen und sagen, dass wir keine Klassen mit 35 Personen haben können. Da kann man keinen Sprachunterricht machen. Die Kapazität war leider ausgeschöpft. Die Leute waren tief enttäuscht. Manche haben sich dann für die nächstmögliche eingetragen. Aber diese Zeit ist längst vorbei und insoweit vorbei, dass jetzt zum Beispiel die Bundesrepublik, auch mit Hilfe und Unterstützung der österreichischen Republik, eine Aktion macht, um unbedingt zu verhindern – und das ist auch richtig so –, dass man langsam die deutsche Sprache bei uns als eingeborenen Dialekt empfinden würde. Denn alles lernt Englisch, in letzter Zeit auch wieder Russisch und diejenigen,

die nicht in die Zukunft schauen, lernen Chinesisch. Aber Deutsch, sagt man, Deutsch braucht man ja gar nicht. Viel dazu haben auch die Deutschen selber beigetragen.

Wir haben in Tschechien eine – Gott sei Dank – große Invasion von Investoren aus Deutschland, die Industrie. Das ist nicht nur Skoda-Volkswagen, das ist Bosch, das ist Siemens, das sind viele andere Einrichtungen. Man würde meinen, das ist ein Motiv für die Tschechen wieder Deutsch lernen zu wollen. Aber dann hat sich gezeigt, dass das nicht funktioniert hat, weil diese Konzerne im Grunde genommen international sind. Ganz unten wurde gesagt, ihr könnt auch Deutsch sprechen, aber in den oberen Riegen sprach man Englisch, weil die einzelnen Manager ja einmal in Jena waren, das nächste Jahr in Südamerika und dann waren sie vielleicht wieder in China. Also auch das führte dazu bei, dass man mit der deutschen Sprache langsam große Schwierigkeiten hatte. Jetzt ist eine massive Aktion – das ist ein schönes Wort – daraus geworden. Die hat die Bezeichnung „Sprecht die Nemezki“ und wird von den beiden Regierungen und seiner deutschsprachigen Nachbarländer gestützt.

Jetzt komme ich zu meinem Thema: Was hält das Literaturhaus deutschsprachiger Autoren zusammen.

In dem jahrhundertelangen Nebeneinander und Miteinander und auch Gegeneinander der Deutschen und der Tschechen in Böhmen, Mähren, Schlesien, lag nicht immer nur etwas Negatives. Es war sehr oft etwas Positives. Es war etwas Bereicherndes. Es war eine Konkurrenz.

Vielleicht ein kleines Beispiel, das in der Geschichte schon wieder vergessen ist, aber das ich für sehr wichtig halte. Ich nenne erst ein Datum: 1891. Bitte erschrecken sie nicht, ich will nicht zu lange über diese Zeit sprechen. Aber 1891 gab es natürlich noch Österreich-Ungarn. Da hat man sich hier in Böhmen und Mähren also das Ziel gestellt, dass man eine großartige Jubiläumsausstellung machen wird. Die baulichen Anlagen zu dieser Ausstellung kann man immer noch in Prag besichtigen. Das ist dieses Ausstellungsgelände, wo heute meistens ein Rummelplatz ist oder Eishockey gespielt wird. Dort sollte alles, was die böhmischen Länder, wenn sie wirtschaftlich oder auch kulturell etwas Gutes und Hervorragendes geleistet haben und leisten können, präsentiert werden. Es sollte eine gemeinsame Ausstellung sein, also der Deutschen und der Tschechen.

Weil die Tschechen das – schon wie vorher auch – als Ansporn empfanden, hier zu zeigen, dass sie es mit den Deutschen aufnehmen könnten und eben mindestens auf gleicher Augenhöhe und in vieler Hinsicht sogar auch besser seien, führte dieser Ansporn dazu, dass zum Beispiel – leider Gottes – die Rüstungsindustrie Österreich-Ungarns vornehmlich in Böhmen und in Mähren angesiedelt war. Österreich – es gibt dieses geflügelte Wort „österreichisch“ – verlor fast alle seine Kriege, das es geführt hat. Aber das lag nicht an den Waffen, denn die Waffen waren gut, denn die kamen aus Böhmen-Mähren. Das lag an der Führung. Die Führung kam nicht aus Böhmen und Mähren, sondern aus Österreich und Ungarn. Das ist ein böses Wort. Aber ein bisschen zeigt es, wie sehr also schon damals diese Entwicklung voranging. Und die ging deshalb voran, weil man es den Deutschen auch zeigen wollte.

Jahrzehntelang, jahrhundertelang gab es eigentlich ein Übergewicht. Das lag schon wieder an der Sprache. Die deutsche Sprache war, wie vorher schon, DIE Sprache. Die böhmische, d. h. die tschechische Sprache war Ende des 18. Jahrhunderts beinahe schon nur noch eine Sprache der Bauern.

Aber zurück dieser Ausstellung. In dieser Ausstellung sollte gezeigt werden, was man alles in Böhmen und Mähren kann und schafft. Das hat dazu geführt, dass die Deutschen die dauernd bestätigt werden wollten, auf einmal festgestellt haben, „das wird ja blöd". Das Beste, was hier gezeigt wird, sind Sachen, die von den Tschechen oder von den Mähren gemacht werden. Wir kommen dann her, wir, die führende Nation, und kommen dabei sogar in das Hintertreffen. Dann hatten sie lange diskutiert und haben gesagt, dann machen wir lieber nicht mit. Das hat dann wieder auf dem Hof in Wien zu einem Eklat geführt, weil Franz-Josef – der gute alte Kaiser – zugesagt hat, die Ausstellung zu eröffnen. Jetzt aber, weil ein wichtiges Volk nicht mehr dabei war und nur das tschechische, hat man eben lange mit ihm darüber diskutiert, wie er das macht. Er kann ja nicht kommen und sagen „meine Völker", und die Deutschen boykottieren die Ausstellung, weil sie meinen, sie wären dann im Hintertreffen. Dann hat man das auf österreichische Weise so geregelt, dass Kaiser Franz-Josef zwar nicht zur Eröffnung kam, aber dafür im Laufe der Ausstellung zweimal. Damit will ich nur erwähnen, wie wichtig es ist, wie wichtig es sein kann, dass ein Land, ein Staat – das ist auch wieder eine Sache, über die man auch lange diskutieren könnte – möglichst nicht homogen ist.

Wir alle haben jetzt Probleme mit der Migration und verschiedenen Diskussionen, die auch bei uns langsam geführt werden. Ich kann ihnen sagen, es hat nicht zum Vorteil unseres Landes beigetragen, dass wir das Gebilde Tschechoslowakei homogenisiert haben. Das war, nachdem es noch Bestandteil von Österreich-Ungarn war, natürlich ein Vielvölkerstaat. Nachdem es 1918 eine Tschechoslowakei geworden ist, war es wieder ein Land mit sehr vielen Minderheiten, die im Grunde genommen gar keine so großen Minderheiten waren. 3,5 Millionen Deutsche in der Tschechoslowakei, das ist schon eine wichtige Minderheit. Dann hat man sich etwas konstruktives, einen so genannten „Tschechoslowakismus", zugrunde gelegt, damit es wesentlich mehr Tschechen gibt in diesem Land, in dem es außerdem noch sehr viele Polen und sehr viele Ungarn gab. Aber das hat sich auch nicht bewährt. Wer die Geschichte der Tschechoslowakei kennt, wird sich davon überzeugen können. Es war also ein Land, in dem es sehr viele unterschiedliche Nationen und unterschiedliche Kulturen gab, die sich einen Konflikt miteinander gegeben haben, die sich dann aber trotzdem wieder gegenseitig – schon allein durch die Konkurrenz –, sagen wir, bereichert haben.

Wenn man davon ausgeht, dass es in Prag zwei große Opernbühnen gab – eine Deutsche und eine Tschechische –, dass es eine deutsche Hochschule gab, eine tschechische Universität, konnten wir davon ausgehen, dass man sich ein bisschen mit einem Ausblick auf etwas Breiteres, als nur auf das Land, auf das alle einmal hofften, – orientieren konnte.

Dann begann ein Modernisierungsprozess, den eigentlich die Deutschen in der faschistischen Zeit eingeleitet haben, indem sie den wesentlichen, wenn auch nicht immer zahlenmäßig, aber kulturell wirtschaftlichen Beitrag der Juden in unserem Land eliminiert haben. Praktisch kamen ganz wenige Juden nach 1945 wieder zurück in die Orte, wo sie früher gelebt haben, zum Beispiel nach Prag. Das waren nur Hunderte.

Dann haben wieder die Tschechen die deutsche Minderheit eliminiert, durch das, was ich ohne Probleme Vertreibung nenne, etwas, was im Grunde genommen so nicht hätte geschehen sollen. Es war etwas, was auf der kollektiven Schuld beruhte. Die Schuld war da. Eine große Schuld. Aber sie war nicht kollektiv.

Wenn ich mir zum Beispiel manchmal in den Orten, wo früher die Deutschen gelebt haben – in den Randgebieten, die auch Sudetenland bezeichnet werden – die Fotos der Schulklassen ansehe, dann waren es schöne Fotos. Da sitzen Kinder in einer Holzschule aus dem Jahre 1938 mit ihren Lehrern herum. Es ist schön anzusehen. Sie sind schön gekleidet. Alle sind sie sehr – damals war die Zeit so – gehorsam, sehr diszipliniert. Das ist heute längst vorbei. Bei uns will keiner mehr Lehrer werden, weil er sagt, das ist der gefährlichste Beruf in unserem Land. Man weiß nie, was da von den Schülern kommt. Das war früher nicht der Fall. Aber wenn ich dann diese Kinder sehe, sage ich mir, das ist 1938 und nach 1945 waren die alle auf einmal vertrieben. Nun waren es die vertriebenen Deutschen, die dann dazu beigetragen haben, dass wir uns homogenisiert haben.

Das ging dann so weiter – ich will das jetzt kurz machen – bis 1992, wo wir uns wieder von den Slowaken getrennt haben, sodass wir jetzt „Friede, Freude, Eierkuchen“ sagen könnten. Jetzt leben wir endlich da, wohin manche Nationalisten immer wollten. Jetzt sind wir hier zu Hause, in unserem Land. Da sind wir aber natürlich auch wieder nicht. Denn inzwischen steigt die Zahl der Romas, mit denen wir sehr viel mehr Probleme haben, als wir eigentlich in der ersten Republik, bevor Hitler an die Macht kam und der Nationalismus im Sudetenland seine Blüten getrieben hat, mit den Deutschen hatten.

Jetzt haben wir auch die Migration der 7.000 Menschen, die aus der Ukraine, aus Weißrussland gekommen und bereit sind, unter menschenunwürdigen Bedingungen zu arbei-

ten, nur, damit sie irgendwie – ich kann das verstehen – ein bisschen Geld verdienen, weil sie zu Hause eine Familie haben, die sie mit diesem tschechischen wenigen Geld, das sie bei uns verdient haben, unterstützen können. Aber die nehmen dann „wieder“ die weniger qualifizierte Arbeit unseren Tschechen weg. Schon wieder, sagt man.

Ich erwähne dies alles, um darauf hinzuweisen – was Sie sowieso alle sicher wissen –, dass es kein großes Glück ist, wenn man sich als Herr in seinem Hause fühlt. Ja, es ist immer besser, wenn man auch in einer Familie, in einem Mehrfamilienhaus ist. Wenn dann die einzelnen Familien unterschiedliche Interessen haben, unterschiedlichen Alters sind und man sich dann austauscht. Auch wenn sie sich dann auch sehr oft streiten dabei.

Aber diese Homogenisierung hat dazu geführt, dass man meinte, die Deutschen sind eigentlich ein Unglück der Tschechen und der ganzen Geschichte, nicht erst seit Hitler.

Ich habe mich dann mit jungen Leuten zusammengetan, mit der Gruppe „Antikomplex“, die ich nach wie vor mit großer Hochachtung verfolge. Es ist eine Gruppe, die sich sehr aktiv betätigt, sehr viele Publikationen und Veranstaltungen macht und die diesen Komplex bekämpfen will.

Da haben wir zum Beispiel gemeinsam mit 16-18-Jährigen geplaudert, um uns eigentlich ein bisschen zum Thema Deutschland–Tschechien und wie das alles abgelaufen ist, auszutauschen. Dass nach dem Vortrag oder nach dieser Diskussion jemand dieser jungen Menschen zu mir kam – das geschah mehrmals. Einmal kam ein schönes Mädchen – 17 Jahre alt, kurz vor dem Abitur – und sagte so: „Das war sehr interessant, ich habe Ihnen mit großem Interesse verfolgt, wir haben davon nie so gehört, wissen Sie. Ich will mir das nur im Kopf ein bisschen wieder zusammenfassen. – Das war so, dass diese Deutschen dann mit Hitler in die Tschechoslowakei kamen und hier sehr viel Unfug gemacht haben. Das Protektorat war ein Unrechtsstaat mit großer Unterdrückung und Verfolgung und Todesurteilen. Als Hitler dann kaputt war, mussten diese Deutschen dann zu Recht das Land verlassen.“ Diese Vorstellung war nicht eine ganz seltene: Diese Deutschen kamen eigentlich erst durch Hitler in die schöne Tschechoslowakei und brachten eben dieses Hitler-Konzept. Gott sei Dank, dass es geendet hat. Als es geendet hat, mussten sie dieses Land wieder verlassen.

Das führte dazu, dass man wieder die Frage stellt. – Und nicht nur ich, sondern alle Freunde. – So sollte man das nicht wahrnehmen. Man sollte etwas tun.

Eine andere Begegnung. – Ich darf dafür stets mal aus der Schublade plaudern, meine Kollegin Generalkonsulin wird mir nicht böse sein. – Ich hatte als Botschafter in Bonn die Gelegenheit, eine Dame, die damals Ministerin im Justizministerium war, kennen zu lernen. Im Moment hat sie mit der Justiz etwas anderes zu tun, weil sie irgendwie verwickelt ist in irgendwelche Sachen. Aber bis dahin war sie stellvertretende Vorsitzende des psychischen Nationalbesitzes? und sie hat dort gesagt, sie möchte gerne mit Juristen und mit Angestellten des Justizministeriums kleine, offene Diskussionen in der Botschaft veranstalten. Das habe ich dann natürlich auch gemacht.

Sie hat dann also in Tschechisch vorgetragen und erzählt, wie das zum Beispiel mit der Kriminalität ist. – Das Ganze war, glaube ich, 1994 oder später, 1997. – Aber leider Gottes haben wir diese Größenprobleme mit der Kriminalität in den Grenzgebieten. Das stimmt auch. In den Grenzgebieten aus denen die deutsche Bevölkerung übergesiedelt ist, ja ausgezogen ist. Diese elenden Leute haben uns dann das Land zurückgelassen und im Zuge der – sagen wir – Wiederbevölkerung kam dann in diese von den Deutschen verlassenen Gebiete eine Welle von Zigeunern und anderen – sagen wir – asozialen Elementen. Die machen jetzt also sehr viel Böses. Der Dolmetscher neben mir hat gesagt: „Was soll ich dazu übersetzen, dass die Deutschen sich sozusagen abgesetzt haben. Die wollten wahrscheinlich nichts mehr mit der Tschechischen Republik oder so zu tun haben." Ich habe gesagt: „Na ja, es wurde so gesagt, übersetzen Sie es. In der Diskussion können wir das ja noch etwas weiter aufklären."

Aber schauen Sie, wenn das selbst in diese Spitzen hineingegangen ist, dass man meinte, dass die Sache so ist, wie sie jetzt geschildert wurde, führte das dazu, dass wir dann mit Lenka Reinerová – die Dame war mehrmals hier in Leipzig – mehrere Lesungen veranstaltet haben. Jetzt lebt sie, leider Gottes, nicht mehr. Sie ist im Alter von 96 Jahren gestorben. Sie war meine langjährige Freundin.

Sie hat zu dieser Idee ein Buch geschrieben: „Kavárna nad Prahou", auf Deutsch heißt das „Traumcafe". Das Traumcafe bestand darin, dass sie in dieser „Kavarna nad Prahou" Menschen einlädt, die sie persönlich in der Zwischenkriegszeit schon gekannt hat. Viele damals deutschsprachige –

vornehmlich, aber nicht nur – Schriftsteller und Journalisten, aber auch Wirtschaftsfunktionäre. Nicht nur Kafka, Rilke und, wie es immer wieder betont wird, Kisch – sie war auch eng befreundet mit Egon Erwin Kisch – sondern viele hunderte in der Kultur engagierte Deutsche, die nicht nur in Prag tätig waren und dort gelebt haben, sondern auch in anderen Städten. In Mähren, in Liberec, in Usti.

Es gab ein gutes deutsches Theater in Usti – genauso auch in Teplice. Also diese vielen Leute, mit denen sie als ganz junge Journalistin Umgang hatte, und die alle schon tot waren, die hat sie dann, in ihrem „Kavarna nad Prahou" versammelt. Sie sprachen zu verschiedenen Themen fiktive Gespräche. Sie führt dann also einen fiktiven Caféhaustisch oberhalb von Prag. Aber dann hat sie gesagt: „Nein, nicht nur ein Traumcafé. Warum sollen wir dieses Traumcafé nicht auch aus dem Traum in die Wirklichkeit bringen?" So begann also die Idee.

Sie hat dann gesagt: „Ich möchte ein Prager Literaturhaus." Das gab es dann eine lange Zeit – wen das interessiert, dem kann ich dann noch etwas sagen. Ja, es gab dann viele Versuche, mal mehr immer mal weniger nahe. Es war eine Bürgerbewegung. Wir haben praktisch von niemandem Geld gehabt. Mein Freund, der damalige Kulturminister Pavel Dostál hat mir gesagt: „Du, wenn ihr so etwas machen wollt, bin ich dafür. Aber vom Staat bekommt ihr keine einzige Krone aus dem Etat. Ich habe schon so viele Museen. Um Gottes Willen, ich kein neues Museum. Ich muss die bestehenden Museen reduzieren und ihnen den Haushalt kürzen." Also waren wir wirklich auf Sponsoren angewiesen. Auf Leute, die wir also überzeugen konnten, dass so etwas eigentlich eine Sache wäre, die sich lohnt, die etwas ändern könnte. Nicht nur bei den Deutschen, sondern auch bei uns Tschechen.

Damit man also eine gewisse Möglichkeit hat, anschaulich sich davon zu überzeugen, wie das funktionierte, als es noch eine – im Grunde genommen kann man darüber streiten – lebendige deutsche Kultur in den böhmischen Ländern gab.

Das Ganze hat natürlich doch ein bisschen Unterstützung bekommen – das muss ich der deutschen und der tschechischen Regierung zugutehalten. Es war die Zeit, wo man dann bei allen offiziellen Verhandlungen und Begegnungen immer damit anfing, dass die deutsch-tschechischen Beziehungen noch nie so gut waren wie jetzt. – Das Wort haben sie sicher hier auch gehört, werden es noch oft hören. – Ich habe dann manchmal boshaft dazu gesagt, dass dies aber, nachdem eine Zeit lang die Beziehungen sehr schlecht waren, auch kein großes Kunststück sei.

Da haben dann zwei – meiner Ansicht nach zwei sehr kluge Herren – sehr privat sprechen können. Zum einen Ihr Außenminister Steinmeier und zum anderen unser damaliger – und jetzt wieder – Außenminister Schwarzenberg. Sie haben gesagt: „Wir müssen auch etwas ratifizieren, um diese These, die ja im Grunde genommen stimmt, festigen und illustrieren zu können und müssen auch einen Beweis haben." Da habe ich gesagt: „Wie wäre es, wenn also jetzt die beiden Staaten sich in Bezug auf die Idee des Prager Literaturhauses deutschsprachiger Autoren aus Böhmen-Mähren und Schlesien engagieren?"

Das hat geholfen und so haben wir dann durch den deutsch-tschechischen Zukunftsfonds auch von dieser Seite einen kleinen Zuschuss bekommen. Aber mehrheitlich sind wir immer noch auf Spenden angewiesen, auf das Interesse der Bürgergesellschaft, die reicher ist, als die normale Bürgergesellschaft, die manchmal kommt und dann in unsere gläserne Schüssel 5 Euro steckt. – Danke schön, aber davon werden wir auch nicht existieren können. Aber es gibt Firmen und es gibt deutsche Investoren und es gibt einigermaßen so viel Geld, dass wir noch bestehen.

Wenn Sie jetzt also nach Prag kommen, dann oberhalb des größten Platzes in Prag. Das ist nicht der Wenzelsplatz, sondern der Karlsplatz. Was die Quadratmeterzahlen anbelangt, ist der Karlsplatz größer, in meinen Augen auch schöner, als der Wenzelsplatz, der besonders am Abend nicht zu empfehlen ist. Wenn sie da das Stück nach oben gehen, stehen sie vor einem ganz einfachen Mietshaus, gleich gegenüber ist die Haltestelle der Straßenbahn und da steht drauf: Pražský literární dům/Prager Literaturhaus. Gehen Sie in den Hinterhof, dann sehen Sie ein kleines Häuschen. Das ist das Traumcafé, zurückgeholt auf die Erde als Prager Literaturhaus. Da ist jetzt ein dauerndes Kabinett eröffnet worden, das meiner Ansicht nach sehr interessant gestaltet ist. Man kann sich da verschiedene Sachen herausholen, in Zeitschriften aus dieser Zeit blättern und dann bleiben viele Leute sitzen bis dort die Dame, die da den Dienst hat, sagt „Wir schließen“. Und dann gehen die Leute und sagen, sie kommen wieder. Das ist eine unserer relativ vielen Veranstaltungen – wir laden auch zu Gesprächen und Diskussionen ein.

Etwas, was mir besonders wichtig erscheint in der Tätigkeit des Prager Literaturhauses, ist das Stipendiaten Programm. Wir haben uns gesagt: etwas sollten wir uns noch einfallen lassen, damit es nicht nur die alte, die so genannte tote Kultur betrifft. So haben wir versucht, irgendwie schriftstellerische, architektonische und auch musikalische Erinnerungen wach zu halten, allgemein kulturelle Betätigungen. Da kam uns die Idee des Stipendiaten Programms. Ich habe damals zusammen mit Lenka Reinerová versucht, dem damaligen Oberbürgermeister der Stadt Pavel Bém –, sehr exaltiert, ist auch Gott sei Dank nicht mehr Primátor, – zu erzählen, dass es in Deutschland nicht nur bei Literaturhäusern Traditionen gibt.

Es gibt auch eine Institution, die man „Stadtschreiber" nennt. Das habe ich kennengelernt und als sehr interessant empfunden. Eine Stadt leistet sich jemanden einzuladen, der unter der Bezeichnung „Stadtschreiber" ein kleines Stipendium bekommt. Der kann sich, sagen wir, einen Monat lang – bis es dann manchmal schwierig wird, weil die Leute verschiedenartig persönlich, familiär gebunden sind – in dieser Stadt aufhalten und mit Menschen treffen. Er kann Wünsche äußern usw. und kann tun, was er will. Er muss nicht über die Stadt etwas „Schönes" schreiben. Er kann auch Kritisches schreiben oder überhaupt nichts. Aber er hat die Stadt kennengelernt.

Herr Behm lief in seinem großen Büro herum – er hat als Alpinsportler sämtliche höchste Berge von 8 000 m und höher – erklommen, das ist schon etwas ungewöhnlich für einen Bürgermeister und Lenka hat gemeint, wir haben es jetzt geschafft. – Wir hatten aber nichts geschafft, weil er uns dann einem Referenten übergeben hat. Das ist bei Bürgermeistern und solchen Leuten so. Der Referent soll also das Bürokratische erledigen und dann hapert es ein bisschen. Aber es hat sehr viel gehapert. Trotzdem hat das irgendwie ein Echo gefunden.

Wir haben also, auch wieder mit Unterstützung des Zukunftsfonds, gesagt: wir schaffen diese Institution. Wir werden uns bemühen, jedes Jahr einige deutschsprachige Autorinnen/Autoren als quasi Stadtschreiber nach Prag einzuladen und ihnen ein kleines Stipendium geben und eine Wohnung mieten. Aber wir werden das auch gegenseitig machen. Wir werden uns mit den Literaturhäusern und anderen Einrichtungen, zum Beispiel mit der Sächsischen Kulturstiftung, in Verbindung setzen und auch tschechische Autorinnen und Autoren nach Deutschland schicken. Das hat sich jetzt wirklich entwickelt. Ich halte das für einen der wenigen Erfolge, die wir erzielen konnten oder an dem wir maßgebend beteiligt gewesen sein konnten. So ist es jetzt. Der erste war damals der repräsentative, der von Deutschland kam, Peter Härtling. Ein Oldman der deutschen Literatur, der aber aus unserem Land stammt. Die erste Stipendiatin aus Tschechien war Radka Denemarková. Sie ist inzwischen auch eine sehr bekannte tschechische Schriftstellerin. Das läuft jetzt so weit gut.

Jetzt kommt wieder das Bürgerliche dazu. Wir haben gesagt, dass es schön ist, wenn der Betreffende diese 1 000 Euro als Stipendium bekommt. Das können wir eventuell irgendwie auftreiben. Aber das Schlimmere ist die Wohnung. Eine einigermaßen gute Wohnung in Prag zu finden, in der man

sich dort auch wohlfühlen könnte, die ist sehr teuer. Aber da haben wir jetzt wieder etwas gefunden, das mich sehr freut. Es gibt in Prag den berühmten alten Sängerchor Rahol. Dieser berühmte Sängerchor schaffte im 19. Jahrhundert und hat ein Haus am Moldau-Kai. Wunderbare Lage. Aussicht auf den Hradčany. Es wäre – und das habe ich gesagt – schön, aber unbezahlbar. Da hat man aber irgendwie eine Regelung gefunden. Wir sind eine kulturelle Einrichtung und ihr seid eine kulturelle Einrichtung. Wir könnten das und so läuft das jetzt. Im Moment sitzt eine Berliner Schriftstellerin an einem großen Fenster, schreibt etwas und blickt auf den Hradčany, und der nächste Stipendiat ist bereits im Kommen.

Andererseits wieder waren die Tschechen in Hamburg, in Bremen, in Wiesbaden, noch nicht in Köln, aber vielleicht kann man da noch nachhelfen. Sie waren, glaube ich, auch in Dresden.

Außerdem gibt es bei uns jetzt zwei Periodika, zum einen die Literati novine – eine Zeitung, die sich als Literarische Zeitung verbessert hat. Die bringen Beiträge dieser Stipendiaten in tschechischer Übersetzung. Dann gibt es eine Zeitung, die von der deutschsprachigen Minderheit herausgegeben wird, eine Landeszeitung, die inzwischen auch sehr viel besser geworden ist und die im Grunde dann auch wieder die Beobachtungen und Meinungen der deutschen Autorinnen und Autoren dort veröffentlichen. Es hat also eine gewisse Publikumswirkung und ich glaube, das ist etwas, was förderungswürdig ist und was ohne Initiative von unten nie zustande gekommen wäre. «

→ **Rachel Gehlhoff** (Moderation)**:**
Herr Szalay, Sie sind 1969 in Pécs geboren und haben über ihre Stadt gesagt: „Wir waren immer eine westeuropäische Stadt und zugleich das Tor zum Balkan. Wir können auf zwei Beinen stehen.“ Das habe ich mal in einem Interview gelesen. Das klingt ja nicht nach einer wackligen Identität. Die ist ja eigentlich ganz fest, oder?

→ **Tamás Szalay:**
Nein, das ist eine wacklige Identität und die ist ganz toll, weil ich denke, dass eine Identität, die ganz fest ist, keinen Spielraum mehr lässt. Und eben diesen Spielraum möchte ich hier betonen, dass Identität und Kultur immer im Dialog stehen müssen. In Pécs hatten wir die Möglichkeit, unsere Kultur und unsere Geschichte im Dialog des Westens mit dem Südosten des Balkans vorzustellen.

Das sind eine mögliche Narrative, nicht DIE Narrative, nicht DIE Identität, aber ich habe es als eine ganz spannende Möglichkeit betrachtet.

Als Kind hatte ich mich sehr wohl gefühlt in Pécs und in Ungarn, überall, weil ja für ein Kind die Kindheit immer sehr schon ist. Was die Kultur in Pécs in den 70er Jahren betrifft, war das ein sehr wichtiger Ort der ziganistischen Kultur, weil der Machtstil der damaligen kommunisti-

schen Diktatur so war, dass sie wagte, nicht mehr so eine starke Diktatur zu machen, wie vor 1956. Sie hatten einige Ventile in das System eingebaut, wo der Dampf rauskommen kann. Pécs war auch ein Ventil, wo die Zensur nicht so stark war, wie in anderen Städten. Deswegen strömten damals in den 1960er und 1970er Jahren sehr viele ziganistische Künstler nach Pécs. Also war das eine Blütezeit.

Die letzten 200 Jahre basierten zwar hauptsächlich auf Bergbau, aber trotzdem war Pécs immer eine bedeutende Kulturstadt gewesen. Dort ist zum Beispiel unsere erste Universität um 1367 gegründet worden. Das war ein Grund für die Bewerbung, die lebendige Kultur, ein starkes Kulturleben.

Als wir anfingen, die Bewerbung zu formulieren, hatten wir die bedeutendsten Künstler, Professoren, Intellektuellen der Stadt eingeladen und zwei Workshops organisiert. Wenn wir über Zivilinitiative reden, muss ich betonen, dass die wichtigste Frage in 2004 war – als wir entschieden, dass wir uns bewerben –, zu sagen, dass es eine Zivilinitiative war, nicht die Initiative der Politiker. Auch wenn Pécs nicht Kulturhauptstadt geworden ist, hat die Stadt viel mitgenommen von dem Prozess Kulturhauptstadt zu werden.

Was ich für unheimlich wichtig fand, ist, zu zeigen, dass es in Pécs neun offiziell anerkannte Minderheiten gibt. Diese Minderheiten leben seit 300 Jahren zusammen. So entwickelt sich ein modernes Zusammenleben, was modellartig sein kann. Nicht nur unbedingt für Ungarn, sondern für Europa. Die Stadt hat von der UNESCO den Friedenspreis bekommen. Aber nicht nur für das Kommunizieren, sondern etwas auch für das Tun."

➔ **Rachel Gehlhoff:**
Herr Hvorecky, Sie kennen Belgien, Deutschland, Österreich, die USA von längeren Aufenthalten und sie beschreiben einen „Tod auf der Donau", glaube ich, mit einer ziemlich ausgeprägten Lust am Untergang. So habe ich das jedenfalls empfunden. Einen Mann, der einem nicht unbedingt Leid tut, aber wo man mitleiden kann, im physischen Sinne. Er ist auf ein Schiff verbannt. Er ist eigentlich Übersetzer. Ein total kluger Mensch, stolz auf seinen Beruf, nur es bringt ihm nichts ein. Das ist sein Schicksal. Dagegen kämpft er an und hat diesen völlig hirnrissigen Job als Reiseführer auf einem Schiff angenommen, auf der Donau mit Pensionären, 80-Jährigen eigenwilligen Amerikanern, die er irgendwie bespaßen soll. Dafür wird er aber ziemlich gut bezahlt. Man kann verstehen, dass er das macht. Was verbindet Sie über das autobiographische hinaus mit diesem Mann auch als Teil Ihrer Generation?

➔ **Michal Hvorecky:**
Ich habe schon einige Bücher veröffentlicht, aber ich kann nicht vom Schreiben leben. Ich bin sehr kritisch gegenüber vielem, was in meinem Land in der Kulturpolitik passiert. Ich kämpfe um Gerechtigkeit im Betrieb.

Ich habe gerade gehört, dass es in Prag ein einziges Literaturhaus gibt, in Berlin gibt es ja drei. In jedem österreichischen Burgenland gibt es eins, sogar in so einem kleinen Burgenland wie Mattersburg, mit nur 7000 Einwohnern gibt es ein Literaturhaus. In Bratislava mit über einer halbe Million Einwohner gibt es kein Literaturhaus und auch keine Literaturförderung, keine Stipendien. Die Lesungen sind nicht bezahlt. Das ist eine Arbeitssituation, die, glaube ich, sich ein deutschsprachiger Autor kaum noch vorstellen kann.

Warum bin ich immer noch in Bratislava? – Viele deutsche Kolleginnen und Kollegen haben mir mehrmals gesagt, Michal, warum ziehst du nicht nach Deutschland oder nach Österreich. Du hast jetzt einen deutschen Verlag. Das wäre für dich einfacher. Ich finde es auch wich-

tig, dass ich in Bratislava arbeite. Für mich ist die Stadt sehr inspirierend. Ich mag die Stadt auch sehr und fühle mich auch sehr mit meinem Publikum verbunden, mit meinen Lesern dort. Ich habe mich entschieden, in Bratislava zu bleiben und irgendwie auch zu kämpfen, mich dort zu äußern. Die Slowakei ist ein Land, das auch in deutschen Medien in den 1990er Jahren oder Nulljahren als Musterland der Reformen hochgelobt wurde. Man hat uns immer gesagt: die Kultur solle bitte abwarten. Wenn alles gut funktioniert, kommen wir zur Kultur. Dazu ist es aber nie gekommen und ich vermute, jetzt mit der Krise, ist es auf „nie" verschoben worden.

Es gibt Lektoren, die mir sehr wichtig sind. Ich kann ein kleines Beispiel nennen, wie wichtig das ist. Im Sommer gab es eine ganz schlechte Nachricht in meinem Land, dass die größte Buchhandlungskette Millionen Euro schuldig und fast Bankrott ist. Das ist etwas, was so einem kleinen Buchmarkt wie dem slowakischen wirklich sehr, sehr schaden kann.

Für die Politiker ist es einfach überlebenswichtig, mit den bekannten Schauspielern zusammenzuarbeiten und diese zu korrumpieren. Jeder slowakische Politiker träumt davon, Billboard mit einem bekannten Schauspieler zu haben, oder im Fernsehen aufzutreten. Was aber spannend an Bratislava ist, dass es trotzdem eine unglaublich kreative Stadt ist. Es ist eine Stadt vor allem der jungen Kultur.

➔ **Rachel Gehlhoff:**
Die Slowakei – das Land zwischen Österreich, Ungarn und Tschechien. Fünf Millionen Menschen leben dort und die Donau ist eine knapp 3000 km lange Lebensader Mitteleuropas. Regensburg, Wien, Bratislava, Budapest, Schwarzes Meer – ungefähr so. Warum ist die Donau Ihr Thema?

➔ **Michal Hvorecky:**
Die Donau ist mein Thema, weil ich in der Nähe der Donau aufgewachsen bin. Für Bratislava ist die Donau ja der wichtigste Ort. Der Fluss hat meine Stadt sehr stark geprägt. Er war immer Grenze zwischen Osten und Westen, zwischen Nord und Süd. Es war auch ein Ort der Ausgrenzung, der Isolation für uns, weil wir in Bratislava drei Kilometer entfernt von der österreichischen Grenze, 15 km entfernt von den ungarischen Grenze lebten, noch ein bisschen weiter ist Mähren und Tschechien. Vorher war die Donau ein gefährlicher Fluss, weil keiner auf die andere Seite durfte. Wir waren wirklich sehr von der Grenze geprägt und damals war eine Reise nach Budapest wie eine Reise in den Westen. Es war eine andere Welt, die uns nicht erlaubt war.

Für mich war die Donau immer faszinierend, weil ich später nach der Wende ja alle diese Ausländer gesehen habe, die aus einer unbekannten Welt kommen. Ich wollte die Welt entdecken. Zufälligerweise kam es dann dazu, dass ich tatsächlich zwei Jahre auf diesen Schiffen gearbeitet und relativ schnell gemerkt habe, dass es ein literarischer Stoff sein kann und dass eigentlich sehr wenig über die Donau literarisch geschrieben wurde. Ich glaube auch, weil die Donau noch vor 100 Jahren ein sehr gefährlicher Fluss war. Wenn sie in Deutschland ein Reisebuch über die Donau kaufen, endet es meistens in Budapest oder vielleicht in Mohács, was tatsächlich nur die Hälfte der Donau ist. Später habe ich auch die balkanische Donau entdeckt, die, finde ich, die schönste Donau ist.

Dann habe ich mich entschieden: darüber will ich berichten. Ich will meine Erfahrungen literarisch darstellen.

Die Slowakei ist ja die Quelle der Arbeitskräfte für das brave Land Österreich. Das ist auch sehr interessant, weil Bratislava und Wien halt die zwei am nahe liegendsten Hauptstädte in Europa sind. Also Bratislava ist nur 60 km von Wien entfernt. Ich finde das trotz dieser Nähe überraschend, vor allem, da wenig Kulturaustausch stattfindet. Das ist ja sehr schade, weil Bratislava früher auch Pressburg auf Deutsch oder auch Pozsony auf Ungarisch hieß. Noch vor 100 Jahren waren die Sprachen Deutsch und Ungarisch viel bekannter als die slowakische und auch weitere Staatssprachen. Leider ist, glaube ich, die Beziehung zu Österreich nur von der einen Seite geprägt. Die Slowaken lieben Österreich und kommen gern nach Wien.

Statt sich füreinander mehr zu interessieren, literarische Werke zu übersetzen, zu lesen, Theater anzuschauen, gibt es in Mitteleuropa immer absurde politische Streitereien und Vorwürfe und Gegenvorwürfe. Also ich liebe Mitteleuropa und ich mag die lange Tradition, auch die der Literatur, weil ich glaube, dieses traditionelle Mitteleuropa lebt heute nur noch in der Literatur der Jahrhundertwende und diese Tradition wurde im 20. Jahrhundert gewalttätig unterbrochen. Aber eigentlich ist das eher ein Traum als eine lebende Wirklichkeit, weil die politischen Machtkämpfe ja diese Illusion zerstört haben, finde ich.

Für mich ist die ganze Achse Budapest, Bratislava, Wien, Prag, vielleicht auch inklusive Dresden, eine unglaublich spannende Region, eine Kulturlandschaft, die sehr inspirativ, sehr kreativ sein kann und ich hätte mir da mehr Zusammenarbeit gewünscht. Vielleicht kommt es auch mal dazu.

➔ **Rachel Gehlhoff:**
Herr Janning, Sie kommen von einem Institut mit dem Titel „Institut für den Donauraum und Mitteleuropa“. Da steckt ein Anspruch in diesem Namen, der mir jedenfalls sehr groß scheint. Oder sieht das nur so aus?

➔ **Bernd Janning:**
Also ich kann dieses Mitteleuropa jetzt aus deutscher oder österreichischer Perspektive betrachten. Letztendlich steckt aus österreichischer Sicht der Einflussbereich der ehemaligen k. u. k. Monarchie dahinter. Das war ein sehr großer Raum und dieser hat ja letztendlich bis 1918 funktioniert, danach nicht mehr. In dieser österreichischen Definition der Region muss man gleich noch hinzu sagen, dass Deutschland nur sehr begrenzt zu Mitteleuropa gezählt wird. Wir hatten gestern eben auch Karten zu Mitteleuropa. Wie Österreich sich begreift, wie wir am Institut Mitteleuropa und die Donauregion definieren, gehört Deutschland eben nur zu einem Teil zu diesem Raum. Das auch noch zu dem Aspekt: Wo verortet man eigentlich Mitteleuropa? Ich würde jetzt persönlich sagen, dass für mich eine Stadt wie Dresden schon als Herz von Mitteleuropa gesehen werden kann. Ich mache das immer an dieser Bahnstrecke fest. Für mich ist wirkliches Mitteleuropa der Eurocityzug von Hamburg bis Budapest bzw. nach Wien. Und da ist Dresden eben eine wichtige Station für mich.

Ich war zwei Jahre in der Stadt Russe in Bulgarien, direkt an der Donau gelegen, nicht weit weg von Bukarest. Bukarest natürlich auf rumänischer Seite und Russe dann eben

als Donaugrenzstadt in Bulgarien. Da habe ich bei der Internationalen Elias Canetti Gesellschaft gearbeitet. Vielen ist das jetzt nicht so klar, aber Elias Canetti stammt aus Russe, eben aus dieser Stadt an der Donau. Einst eine sehr multiethnische, ja letztendlich auch globale Stadt mit sehr vielen Einflüssen. Heute ist das anders. In dem Zusammenhang kann ich sagen, dass dort die Canetti Gesellschaft Teil des Halma-Netzwerkes ist. Dieses Halma-Literaturnetzwerk ist vielleicht manchen hier ein Begriff. Es hat eine große literarische Schiffsreise, genannt „Literature in flux“, mit initiiert und ich gehörte zum Organisationsteam.

Ist das jetzt etwas Traditionelles, die Donau mit so einem großen Schiff entlang zu fahren? Es waren deutlich mehr Unwägbarkeiten, als ich gedacht hatte. Es ist doch nicht so leicht, ein Schiff manövrieren zu lassen und so eine Reise zu organisieren. Da kommt eben sehr, sehr viel zusammen. Die Donau ist für mich oftmals ein Konstrukt. Sie wird als etwas empfunden, das verbindet. So wie die k. u. k. Monarchie als Donaumonarchie bezeichnet wurde, wird immer wieder davon geredet, wie die Donau uns verbindet. Die Donauraumstrategie hat man zum Beispiel jetzt. Ich muss ehrlich sagen, während dieser Reise ist mir sehr oft aufgefallen, wie sehr die Donau trennt. Allein am Beispiel von Russe kann ich das erklären – Giurgiu ist die unmittelbare Grenzstadt auf der anderen, der rumänischen Seite. Diese beiden Städte haben praktisch nichts miteinander zu tun. Es gibt auch

kaum Kooperationen mit Bukarest, das nur 60 km entfernt liegt.

So sehr man jetzt auch sagen kann, die Beziehung zwischen Wien und Bratislava könnte besser sein, ich habe in Russe wirklich eine schwierigere Situation vorgefunden. Nur ein Beispiel: Es gibt jeden Tag 70 Zugverbindungen zwischen Bratislava und Wien. Es gibt eine einzige tägliche Zugverbindung zwischen Russe und Bukarest und dort ist die einzige Donaubrücke, die Rumänien und Bulgarien verbindet und man muss dazu sagen, der Zug fährt dann auch gleich noch weiter nach Moskau. Da sieht man, wie wichtig oder unwichtig dann die Verbindungen wahrgenommen werden. In Bulgarien selber endet ja das Land in der Grenzstadt Russe. Deshalb hat die Stadt auch mit großen Problemen zu kämpfen. Da ist einfach Bulgarien vorbei, da ist nur noch die Grenze, die Donau. Und mir ist eben während dieser Literaturreise auf der Donau doch sehr bewusst geworden, dass die Donau auch trennen kann.

➔ **Blanka Mouralová:**
Vielleicht trifft diese Aussage allgemein für das ganze Mitteleuropa zu und – Herr Hvorecky hat das schon angedeutet – es gibt hier, glaube ich, eine große Kluft zwischen den etablierten staatlichen Kultureinrichtungen auf der einen Seite und den Freischaffenden, die keine Infrastruktur zur Verfügung haben, auf der anderen Seite. Wir zum Beispiel haben keine Kulturstiftung in unseren Ländern in dem Sinne, wie es sie in jedem deutschen Bundesland gibt.

Ich finde, man braucht unbedingt tragfähige Strukturen, Institutionen. Diese müssen offen sein und sich auch als Plattform begreifen. Aber ohne sie geht es nicht. Also dieser Traum, dass wir alles ein bisschen aussourcen – dann kriegen wir es auch noch billiger, weil ein paar Praktikanten da arbeiten – finde ich, funktioniert nicht. Ohne gute und transparente Strukturen, Institutionen, staatlich gefördert geht es nicht.

➔ **Michal Hvorecky:**
Ich finde das sehr wichtig und ich glaube, da sieht man auch den grundsätzlichen Unterschied zwischen der reformierten und der nicht reformierten Kultur. Ich nenne Ihnen nur zwei Beispiele aus den staatlichen Galerien in

der Slowakei. 2011 wurden zwei Direktoren aus politischen Gründen entlassen. Das bedeutet, das sind keine demokratischen offenen Institutionen. Da ist so eine Institution dann nicht fähig, mit den breiteren Kulturschaffenden zu kooperieren. Sie ist wie vor 24 Jahren geschlossen. Da ist es immer sehr, sehr altmodisch, sehr konservativ geprägt und sehr politisch im Sinne von dem jetzt gerade an der Macht Stehenden.

➔ **Rachel Gehlhoff:**
Frau Zólyom, Sie sind Direktorin der Galerie für Zeitgenössische Kunst in Leipzig. Die Findungskommission – neun Leute – hat sich einstimmig für Sie entschieden. Warum wollten Sie dort hin?

➔ **Franciska Zólyom:**
Die Galerie für Zeitgenössische Kunst ist wirklich ein Beispiel dafür, wie eine Institution gut funktionieren kann. Denn Sie wird getragen durch den Freistaat Sachsen, durch die Stadt Leipzig und aus privaten Quellen und durch diese Konstellation entsteht ein sehr wichtiger Freiraum. Was mich sehr interessiert und sehr beeindruckt hat, ist, dass diese Findungskommission geradezu gedrängt hat, zu erfahren, wie ich die gesellschaftliche Rolle einer solchen Institution verstehe. Das heißt, die Institution heißt Galerie für Zeitgenössische Kunst, ist ein Museum, aber in Wirklichkeit ist es eine Bildungseinrichtung, die sich zum Ziel gesetzt hat, möglichst viele unterschiedliche Menschen unterschiedlichen Alters, also von 3 bis 103, zu erreichen und mit ihnen zu arbeiten, zu schauen, welche Kompetenzen sie mit in die Institution einbringen können und wie man das Programm demnach auch gestaltet. Jahr um Jahr kommt eine Stipendiatin oder ein Stipendiat aus einem postkommuni-stischen postsowjetischen Land zu uns. Das bedeutet eine wahnsinnige Erweiterung für unser Spektrum.

Ich habe vor meiner Stelle in Leipzig südlich von Budapest in Dunaújváros in Ungarn gearbeitet. Eigentlich im geometrischen Mittelpunkt des Landes, aber in Wirklichkeit in einem Niemalsland. Dunaújváros– ehemals Stalinstadt – ist vergleichbar mit Eisenhüttenstadt und liegt sozusagen auf der Hälfte zwischen Budapest und Pécs. Da gibt es eine Institution, die ähnlich wie die Galerie für Zeitgenössische Kunst unter anderem durch zivilgesellschaftliches Engagement 1993 ins Leben gerufen wurde – also ein paar Jahre später als die GfZK – und die meines Erachtens deswegen so interessant war und ist, weil sie sehr autonom agiert hat, weil sie aus einem wirklich bürgerschaftlich getragenem Interesse heraus entstanden ist, und von vielen Lehrern, Architekten, bildenden Künstlern, aber auch Rechtsanwälten, die vielleicht finanziell stärker mitarbeiten konnten, getragen wurde.

Wir hatten in Dunaújváros den slowakischen Künstler Victor Frešo eingeladen. Wenn er Arbeit hat, ist es ein Graffiti, also eine riesige Wandaufschrift, wo darauf steht „Ich bin zu einem Viertel Ungar und bin dreiviertel stolz darauf“. Das war zu einer Zeit, wo eben diese slowakisch-ungarische Freundschaft wieder ihren Zenit erreicht hat. Natürlich wollte er damit ausdrücken, dass die Herkunft von uns allen in diesen mittel-, ost-, südosteuropäischen Becken doch nicht so eindeutig ist und dass es natürlich sehr schwierig ist, zu entscheiden, welche Identität man möchte oder auf welche man jetzt unbedingt stolz sein will.

Also ich würde daran anknüpfen, was eben Herr Szalay gesagt hat: sobald Wert oder Intensitäten zu stabil sind, stimmt etwas nicht.

➔ **Rachel Gehlhoff:**
Frau Mouralová, Sie leiten ein Museum zur deutsch-tschechischen Geschichte oder zur Geschichte der Deutschen in Ústí nad Labem in Aussig – wie ist es richtig?

➔ **Blanka Mouralová:**
Am besten kann man es erklären, wenn man sagt, was wir nicht sind. Also wir sind tatsächlich nicht das Museum der deutsch-tschechischen Beziehungen, weil das heißen würde, internationale ausländische Beziehungen zwischen zwei Ländern oder zwei Gesellschaften, die fremd sind.

Wir sprechen über die Geschichte der acht Jahrhunderte des Zusammenlebens der deutschsprachigen und tschechischsprachigen Bevölkerung in den böhmischen Ländern. Da geht es tatsächlich darum zu schauen, wie es mit der Gruppe der Leute, die die deutsche Sprache entweder als Muttersprache oder erste Kommunikationssprache hatten, war. Was haben diese Leute für das Land kulturell und wirtschaftlich gebracht? Welche Möglichkeiten hat es ihnen auch in Richtung Mitteleuropa über die Grenze hinaus geöffnet? Egal ob es die Grenze des Deutschen Reiches, der Habsburger Monarchie oder später der Tschechoslowakei war. Die Möglichkeit, auf Deutsch auch mit dem Ausland zu kommunizieren und sich auch kulturell auszutauschen ist etwas, was für die deutschsprachige Gruppe in Böhmen wichtig war.

Letztendlich, wenn wir über die böhmischen Länder sprechen, haben wir wiederum in der tschechischen Sprache eine Schwierigkeit damit, weil es in der tschechischen Sprache kein Wort für „Böhmen“, „böhmisch“ gibt. Das ist ein großes Problem, weil wir in der Ausstellung eigentlich etwas beschreiben wollen, was mit der früheren böhmischen Identität zu tun hat. Das heißt, mit der Zugehörigkeit zum Lande, abgesehen davon, ob man als Bewohner des Landes deutsch oder tschechisch sprach. Es geht also um die Landesidentität. Man kann im tschechischen über Landesidentität sprechen, aber nicht über die böhmische Identität, weil in der tschechischen Sprache alles, was „böhmisch“ heißt, nur tschechisch übertragen wird. Das sorgt auch für viele Missverständnisse, wenn die Deutschen in die heutige Tschechische Republik kommen, ein Museum oder ein Schloss besuchen, eine Führung bekommen. Dort wird über das berühmte tschechische Glas gesprochen – produziert ursprünglich in erster Linie von der deutschsprachigen Bevölkerung.

Unser Museum ist eine gemeinnützige Gesellschaft. Eine Struktur mit vier Gründungsinstitutionen. Die lokalen sind die Stadt, die lokale Universität und die Fachgesellschaft. Später ist der tschechische Staat durch einen Staatsbeschluss durch das Kulturministerium als vierter Gründer zu uns gekommen. Sehr untypisch für ein Museum. Sehr untypisch auch für die Umstände in der Tschechischen Republik. Wir haben eine große Aufgabe und auch politisch eine sensible Aufgabe bekommen, und zwar die Bearbeitung der Geschichte der deutschsprachigen Bevölkerung in unserem Lande. Das soll nicht heißen, dass wir diese Geschichte musealisieren in dem Sinne, dass wir sie irgendwie abschaffen und in die Vergangenheit ablegen, sondern im Gegenteil, dass wir sie wieder nach den vielen Jahrzehnten in die Erinnerung zurückholen, wo sie ein Tabu war.

Wir haben es seit fünf Jahren geschafft, die Finanzen aus den Quellen – deutsch-tschechischer Zukunftsfonds, EU-Fonds, Förderungsprogramme der tschechischen Ministerien, deutsche Stiftungen usw. – zusammenzusetzen. In Deutschland käme man nach fünf Jahren an den Punkt, wo man sagt, diese Initiative hat sich bewährt. Jetzt schauen wir, wo es einen festen Bodden gibt, eine stabile Förderung, weil es so, meiner Meinung nach, viel länger nicht geht. Wir sind ein Lieblingspartner für unglaublich viele Institutionen in Deutschland, die grenzüberschreitende Projekte machen wollen. Nach fünf Jahren ist es unheimlich, wie viel von uns erwartet wird. Wir stehen auch auf der zwischenstaatlichen Agenda, wenn politische Gespräche geführt werden. Aber es fehlt die stabile finanzielle Unterstützung. Wir überleben sozusagen eine Krise nach der anderen. Manchmal überleben wir die vielleicht auch nicht.

Ausblick

Ausblick

Kulturen in Mitteleuropa im historischen Kontext

Dr. Matthias Rößler

» Liebe Kuratoriumsmitglieder,
sehr verehrte Kolleginnen und Kollegen Abgeordnete,
sehr geehrte Frau Generalkonsulin,
liebe Studentinnen und Studenten,
liebe Gäste,

Ich möchte in meinem Beitrag den Versuch unternehmen, das Thema „Kulturen in Mitteleuropa“ in den Kontext unserer Geschichte zu stellen, in der wir unsere eigene Aufgabe des Erinnerns, des Förderns und des Gestaltens wahrnehmen wollen.

Mitteleuropa als Kulturraum

Die größte Bindekraft zwischen den Völkern bildet über Jahrhunderte hinaus nicht die Politik, die in der Vergangenheit immer wieder mit den Mitteln des Krieges, der Vertreibung und der Vernichtung fortgesetzt worden ist, sondern die Kultur. Es sind unsere geistigen und kulturellen Grundlagen, die eine Politik der Völkerverständigung und Toleranz erst möglich machen und uns letztendlich als Menschen bestimmen.

Sie sehen, dass ich unter Kultur weit mehr verstehen will, als eine Summe von Literatur, Musik, bildender und darstellender Kunst oder Architektur. Auch wenn wir dieser größeren Perspektive keine Geschichtsphilosophien oder Kulturkreislehren zugrunde zu legen brauchen, bildet sich Kultur ganz offensichtlich in einem historischen und geopolitischen Raum, in dem viele Impulse wirksam geworden sind.

Künstlerische, geistes- und naturwissenschaftliche, wirtschaftliche, staatliche, verfassungsrechtliche sowie religiöse Impulse haben die Gesellschaft in Mitteleuropa nachhaltig geprägt.

Historisch gewachsene gemeinsame geistige Grundlagen bilden das Fundament einer Kultur.

Regionale Prägungen und Differenzierungen kommen gerade im Zeitalter der Globalisierung als entscheidendes Merkmal dazu, das es ganz besonders zu verteidigen und vor Nivellierungen zu schützen gilt. So sprechen wir heute ganz bewusst von Kulturen, die innerhalb des Kulturraumes Mitteleuropa wie die Sprachen und Dialekte der beteiligten Völker jeweils eigene Akzente gesetzt haben und weiterhin setzen werden.

Vergessen wir nicht, dass es den Mitteleuropäern bereits vor Jahrhunderten gelungen ist, innerhalb Europas einen Kulturraum zu begründen, in dem zugleich auch die Keimzellen föderaler Strukturen angelegt waren. Dieser Kulturraum, dem wir uns auf unserer Konferenz gewidmet haben, hat einstmals Sachsen und Warschau, ja sogar Litauen, unter einer Krone vereint. Im Osten von den Karpaten, im Süden vom Balkan begrenzt, bildeten und bilden Böhmen, die Gebiete der heutigen Republiken Slowakei und Ungarn sowie Österreich mit ihren deutschen bzw. polnischen Nachbarn den historischen Kern. Sachsen-Polen; Österreich-Ungarn; Tschechoslowakei sind historische Begriffe und überwundene staatliche Strukturen. Hinter ihnen sind jedoch gemeinsame wie auch unterschiedliche kulturelle Impulse zu suchen und zu finden, die uns in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verbinden.

Dasselbe gilt für die Verflechtungen, Vereinigungen und Spaltungen der Völker untereinander. Deutsche gab oder gibt es überall in Mitteleuropa bis hin nach Siebenbürgen, das wiederum historisch zu Ungarn, also zweifelsfrei zu Mitteleuropa zählt. Schließlich waren es zu einem großen Teil dieselben Siedler, die im 12. Jahrhundert von Mitteldeutschland weiter nach Osten gezogen sind. In Sachsen leben germanische und slawische Bauern und Bürger von Anfang an im selben Raum, in benachbarten Dörfern und in derselben Stadt. Das gibt der Lausitz in Sachsen ihre Unverwechselbarkeit.

In böhmischen Gebieten hat die deutsche Kultur eigene Traditionen entwickelt. In den großen Städten wie in Prag, Warschau oder Wien war es das Judentum, das bis zu seiner Vernichtung eine kulturtragende und kulturbildende Rolle übernommen hat. Auch wenn das Judentum in Mitteleuropa durch Emigration und Vernichtung nahezu ausgelöscht wurde und heute kaum noch wahrnehmbar ist, hat es innerhalb der Völker einen Beitrag zur geistigen Entwicklung geleistet, der dem des Christentums an die Seite zu stellen ist. Der Abendländer hat sich oft bewusst und zu Recht auf seine jüdisch-christlichen Traditionen berufen.

Diese eine Kultur und diese vielen Kulturen bilden für uns das geistige und das materielle Band. Er handelt sich um die Substanz, um das Baumaterial, das unserem Auftrag, zu erinnern, zu fördern und zu gestalten zu Grunde liegt, und das jetzt von uns gemeinsam bewegt werden muss.

Dieser Stoff – dessen sollten wir uns immer bewusst bleiben – ist nicht nur einmalig in Europa, er ist einzigartig in der ganzen Welt.

Und es ist keineswegs nur ein Stoff, aus dem unsere Träume sind. Er ist Wirklichkeit, die es in uns selbst zu erwecken gilt und die vor unseren Augen vergehen kann, wenn sie nicht wach und am Leben gehalten wird, wenn wir sie nicht pflegen und lieben, wie Saint-Exuperys kleiner Prinz die Blume auf seinem Planeten schützt und liebt.

Mitteleuropa ist ein Kulturraum, der mit anderen Teilen des Kontinents sehr viel, aber in einigen Punkten so wenig gemeinsam hat, wie mit den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Amerikaner wissen das. Sie fahren heute nicht mehr nach Paris oder London, sondern nach Prag oder Budapest.

Wenn wir die abendländisch-europäische Perspektive einmal verlassen, können wir dem, was ich unter Mitteleuropa als Kulturraum der Regionen verstehe, näherkommen. Nicht nur in Amerika, sondern mehr noch in fremden Kulturkreisen, wird die mitteleuropäische Kultur in ihrer Eigenständigkeit und Gestaltungskraft durchaus wahrgenommen. In Ostasien beispielsweise ist das Differenzierungsvermögen sehr viel stärker ausgeprägt als bei uns selbst, auch weil das Nationale dort nach wie vor eine große Anziehungskraft besitzt. Die Zeiten, als man Europa für eine Asien vorgelagerte Halbinsel definiert hat, sind jedenfalls im Kulturverständnis der Ostasiaten seit langem vorbei.

Im Gegenzug unterscheiden wir als Europäer innerhalb der ostasiatischen Kultur mit der gleichen Selbstverständlichkeit einen chinesischen und eine japanischen Zweig in ihrer jeweiligen Eigenständigkeit, die sich bei näherer Betrachtung wiederum sehr differenziert darstellen.

Mitteleuropa vor der Freiheitrevolution und die Chance von 1989

Das alte, nationalstaatliche Europa, wie es sich im 19. Jahrhundert dargestellt hat, beruhte auf dem Konzept der Grenze. Das galt politisch, aber auch kulturell. Die Begriffe der Sprachgrenze und der Kulturgrenze weisen darauf zurück. Das setzt eine nach innen gerichtete Konzeption des Nationalstaats und die Abgrenzung nach außen, zum Nachbarn voraus.

Im Zeitalter des Imperialismus, das der Globalisierung unmittelbar vorausgegangen ist, sah es zwischen den beiden Machtblöcken nicht anders aus.

Die Jahrzehnte des Kalten Krieges nach 1945 waren für Mitteleuropa eine Periode der Stagnation. In dieser Periode seiner Geschichte wurde Mitteleuropa unter sowjetischer

Besatzung und den kommunistischen Regierungen ihrer Verbündeten daran gehindert, auf eigenständige und kulturschöpferische Weise zur Gestaltung und Entwicklung Europas beizutragen. Panzer rollten 1953 in der DDR, 1956 in Ungarn, 1968 in der Tschechoslowakei. In Polen hat während der Achtziger Jahre das Kriegsrecht bestanden. Persönliche Kontakte und Reisen sind dort nur auf beruflichem oder akademischem Wege möglich gewesen. Folgt man dieser Sichtweise konsequent, dann hat die Nachkriegszeit in Sachsen tatsächlich erst mit dem Abmarsch der sowjetischen Truppen nach 1989 aufgehört.

Ich werde es niemals vergessen und immer wieder darauf hinweisen, dass wir es Michael Gorbatschow zu verdanken haben, dass die Truppen während der Demonstrationen in Ostdeutschland in den Kasernen geblieben sind. Er hat damit mehr für die Deutschen und ihre Kultur getan, als alle deutschen Staatsmänner des 20. Jahrhunderts zusammengenommen, die unser Volk und seine Kultur in zwei Weltkriegen geopfert haben.

Unter der kommunistischen Diktatur gab es auch keinen freien, sondern nur einen staatlich verordneten Kulturaustausch zwischen unseren Völkern.

Nach dem Abzug der Sowjets aus Wien verlief der Eiserne Vorhang und begann der unerreichbare Westen für uns an der österreichischen Grenze, an jener Nahtstelle Mitteleuropas, die von ungarischer Seite 1989 zuerst durchbrochen worden ist. Diese Grenzöffnung wurde zum Vorspiel des Mauerfalls in Berlin.

Eine lebendige Verbindung von Traditionen wurde mittels der marxistisch-leninistischen Ideologie gewaltsam zertrennt. Dasselbe gilt für eine bürgerschaftlich organisierte Kultur, die von den Staatssicherheitsdiensten systematisch unterwandert und zerschlagen worden ist. Wir waren über Jahrzehnte zu Objekten der Geschichte geworden.

Die Völker Mittel- und Osteuropas hatten die Leiden und Schmerzen der Zerrissenheit Europas in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert allein und gemeinsam zu tragen.

Jetzt ist es an uns, den Leiden der Geschichte Taten entgegenzusetzen und wieder eigene Impulse in den Gang der Geschichte einzubringen.

1989 haben wir unsere eigene Handlungsfähigkeit in der Geschichte wiedergewonnen. Wir haben als Bürgergesellschaft in Mitteleuropa die Erfahrung gemacht, die nur mit der Erfahrung der Franzosen von 1789 zu vergleichen ist, als Akteure der Geschichte erfolgreich zu sein.

Der Impuls von 1989 muss in unserer Gesellschaft auch weiterhin lebendig gehalten werden.

Dieser Impuls hat uns in die Geschichte zurückgebracht und uns die einmalige historische Chance eingeräumt, unsere Eigenständigkeit in den europäischen Gestaltungsprozess einzubringen. Er stellt uns zugleich vor die Aufgabe, uns gegenüber einem kulturellen Anpassungsdruck zu behaupten, wie er für Zentralisierungstendenzen schon immer kennzeichnend gewesen ist. Dieser Anpassungsdruck

geht weniger von Brüssel, sondern vielmehr vom Markt und von den Medien aus. Es ist der Versuch einer Gleichschaltung der Kultur und die Manipulation an einer ganzen Generation.

Darin liegt im Zeitalter der elektronischen Medien wie in allen Übergangsphasen aber keine Gefahr für die Kultur. Es ist eine Verunsicherung – wie sie die Erfindung des Buchdrucks mit sich brachte – und der man, indem man sich der Traditionen versichert, etwas weit Stärkeres und Nachhaltigeres entgegensetzen, oder besser, hinzufügen kann.

Alle Wirklichkeit ist Widerstand, schreibt der Dresdner Lyriker Manfred Streubel. Leben ist Probleme lösen, sagt der Philosoph Karl Popper.

Die Biografien meiner Generation waren von vielen Widersprüchen und Problemen geprägt, die heute nicht mehr bestehen oder längst von neuen Widerständen und Problemen überlagert worden sind. Damals habe ich den Glauben auch unter der sogenannten Diktatur des Proletariats des SED-Regimes an die Kraft der Kultur und die Zukunft der europäischen Kulturtraditionen niemals aufgegeben. Das Licht des Geistes ist niemals ausgegangen.

Dass die Menschen den aufrechten Gang nicht verloren haben und dem Ruf nach Freiheit gefolgt sind, ist allein das Verdienst der Kultur, in der sich das Wesen des Menschen unter allen Umständen – auch wenn diese unmenschlich sein mögen – verwirklichen will.

Wie die Pflanze das Licht sucht, so können und wollen wir als Menschen nichts anderes, auch wenn wir es im Alltag nicht wahrnehmen, als uns im Medium der Kultur zu bewegen.

Auf diesem und keinem anderen Wege sollten wir als Mitteleuropäer heute und in Zukunft Geschichte schreiben. Auf diesem und keinem anderen Wege entdecken und erkennen wir uns selbst.

Das neue Mitteleuropa der Kulturen

Europa hat seine historische Mitte wiedergefunden. Die Länder des Ostblocks sind als politisch unabhängige Staaten in die Geschichte zurückgekehrt. Mit Sachsen als Land der Bundesrepublik, der Tschechischen Republik und der Slowakischen Republik sind auf dem Boden alter Länder neue Staaten entstanden.

Seit 1990 kamen alle Mitteleuropäer auch schrittweise zur Europäischen Union. Die neue Idee eines gemeinsamen Mitteleuropa meint aber nicht nur die zwischenstaatliche Ebene oder einen föderalen Wirtschaftsraum, sondern nimmt Bezug auf die Kultur der Regionen. Im Rahmen einer grenzübergreifenden, bürgerschaftlich geprägten und gestalteten Kultur werden in der Region Partizipationsmöglichkeiten geschaffen, die auch die Politik und die Wirtschaft im Sinne einer Demokratisierung Europas voranbringen. Hier findet die bürgerschaftlich organisierte Kultur, wie sie durch das Forum Mitteleuropa vor allem befördert werden soll, ihre Aufgabe und ihren Platz in der Gesellschaft.

Eine solche von unten wachsende Kultur, die tief in den freien Völkern verwurzelte Traditionen aufnehmen und auf die Entwicklung der Gesellschaft Einfluss nehmen kann, ist erst infolge der Freiheitsrevolution wieder möglich geworden. Denn eine solche Kultur wird von den Menschen getragen, die den gesellschaftlichen Wandel nicht nur reflektieren, sondern auch aktiv darauf reagieren können, was in ihrem näheren und ferneren Lebensumfeld geschieht.

Diese Kultur ist nicht staatstragend, aber sie trägt die Gesellschaft insgesamt.

Als weiteres Ergebnis entsteht durch die kollektive Erfahrung von Zugehörigkeit auf der Ebene lokaler Kulturprojekte ein gemeinsames Gefühl der Heimat Mitteleuropa.

Die im Themenblock III zur bürgerschaftlich organisierten Kultur diskutierten Beispiele haben einige aktuelle und eindrucksvolle Belege dazu in unsere Diskussion eingebracht.

Mitteleuropa als Heimat verfügt aber nur dann über ein nachhaltig belastbares Fundament, wenn es sich nicht zugleich auch als Wertegemeinschaft konstituiert. Darunter verstehe ich keine Gemeinschaft, die allein auf internationalen Verträgen, sondern vor allem auf dem Bewusstsein gemeinsamer geistiger Grundlagen beruht, wie ich sie im ersten Teil meines Vortrags skizziert habe.

Ohne dem Ausblick von Prof. Ludger Kühnhardt vorgreifen zu wollen, weise ich an dieser Stelle darauf hin, dass sich die Länder und Völker Mitteleuropas in der Europäischen Union unter dem Dach einer gemeinsamen europäischen Wertegemeinschaft wiederfinden. Doch diese Wertegemeinschaft ist in sich selbst einem stetigen Wandel unterworfen.

Europa befindet sich, wie die gesamte Welt, in einem beschleunigten Prozess des Wandels, der kaum mehr zu kontrollieren und immer schwieriger zu handhaben und zu beeinflussen ist. Ein Resultat dieses Wandels ist die Schwerpunktverlagerung innerhalb Europas.

Dieser Schwerpunktverlagerung der Europäischen Union nach Mitteleuropa müssen wir als Mitteleuropäer dadurch gerecht werden, dass wir unsere gewachsene Verantwortung wahrnehmen und uns zu dieser historischen Aufgabe bekennen.

Als Mitteleuropäer sollten wir uns unserer Kraft bewusst sein, die wir für Europa in die Waagschale werfen können, um der Gefahr entgegenzuwirken, dass es an Integrationskraft verliert und folglich Gefahr läuft, wieder auseinanderzubrechen.

Wir sind nicht allein um unserer selbst willen, sondern um dieser Verantwortung willen frei geworden.

Die identitäts- und freiheitsbezogene Mitteleuropa-Idee der Zeit von 1989/90 hat das Mitteleuropa des 21. Jahrhunderts hervorgebracht. Die Freiheitsbewegung hat die hegemoniale Vorstellung eines dominanten hauptstädtischen Zentrums zugunsten der Anerkennung pluraler Vielfalt in einem Raum großer Kulturzentren und historisch gewachsener Regionen aufgelöst. Seitdem darf Mitteleuropa als Inbegriff von Bürgerfreiheit ohne Zwangszentrum oder Zwangsordnung angesehen werden.

Wir werden unsere damit verbundene Chance, ein Motor des Europas der Zukunft zu sein, aber nur dann nutzen können, wenn wir uns der geistigen Gemeinsamkeiten bewusst bleiben, mit denen uns die Geschichte ausgestattet hat.

Heute sind wir als Mitteleuropäer erstmals seit vielen Generationen wieder in der Lage, unsere positiven Gestaltungskräfte zu konzentrieren und auf kulturschöpferische Weise zur Erneuerung der Europäischen Union beizutragen.

Damit, meine sehr verehrten Damen und Herren, kehre ich zu den kulturellen Fundamenten Mitteleuropas zurück, wie wir sie als Erinnerungskulturen, staatlich getragene und bürgerschaftlich organisierte Kultur definiert und diskutiert haben. «

Ausblick

Mitteleuropa als Heimat und Wertegemeinschaft

Prof. Dr. Ludger Kühnhardt

» Ein merkwürdiger Witzbold hat einmal gesagt, es sei einer der Grundfreiheiten, sich von der Kultur zu befreien. Wir haben bei diesem „Forum Mitteleuropa“ zu Recht und wieder einmal das Gegenteil erleben können: Kultur befreit, so wie die Erinnerung befreit. Kultur erfordert aber auch ihre regelmäßige Förderung. Und Kultur muss gestaltet werden, damit sie lebendig bleibt und sich weiterentwickelt. So wie Politik als Kunst des Möglichen gilt, so ist Kultur das Mögliche der Kunst, besser gesagt: der Künste. So haben wir es dankbar erlebt und gehen bereichert auseinander.

Wir haben bei dem nun zu Ende gehenden ersten „Forum Mitteleuropa“ erfahren, welche Strahlkraft von dieser Initiative ausgehen kann, die wir dem Präsidenten des Sächsischen Landtags, Dr. Matthias Rössler, zu danken haben. Zum einen haben die Diskussionen und Begegnungen der vergangenen beiden Tage das Bewusstsein von der mitteleuropäischen Verbundenheit in der Region – und auch im Freistaat Sachsen selbst – gestärkt. Wir haben zu Recht erfahren, mit welchem großen Respekt erneut und zu Recht der freiheitsfördernde Impetus der mitteleuropäischen Bürgergesellschaft gewürdigt worden ist. Zum anderen gehen wir bereichert durch Ideen, Beispiele und Impulse auseinander, die uns allen helfen, unseren Sinn für die spezifisch mitteleuropäische Sicht auf die Entwicklungen in der heutigen Europäischen Union zu schärfen.

Mit seiner dezidiert an den Zukunftsfragen der EU ausgerichteten Agenda hat das „Forum Mitteleuropa“ bereits jetzt einen europäischen Mehrwert erzeugt. Es wird auch

weiterhin dem Wohl des Freistaates Sachsen in seiner mitteleuropäischen Verbundenheit dienen. Wir haben erfahren: Der Mitteleuropa-Begriff der Freiheitsrevolution von 1989 ist weder ethnisch problematisch noch machtpolitisch ambivalent. Er anerkennt die nationale Vielfalt Mitteleuropas und geht von einem partnerschaftlichen Miteinander der größeren und kleineren Staaten der Region aus. Er ist und bleibt daher auch und gerade unter den Bedingungen der heutigen EU-Mitgliedschaft der Staaten Mitteleuropas zukunftsfähig.

In der Europäischen Union finden sich die Länder und Völker Mitteleuropas unter dem gemeinsamen Dach der europäischen Wertegemeinschaft wieder. Die EU ist Wertegemeinschaft und Heimat zugleich, so wie Mitteleuropa für die in dieser Region lebenden Menschen Wertegemeinschaft und Heimat zugleich ist. Die vielen Begegnungen und Diskussionen der vergangenen beiden Tage haben deutlich werden lassen, wie sehr das Bewusstsein von Mitteleuropa als Heimat und Wertegemeinschaft im Gedanken der Bürgergesellschaft verankert ist. Mitteleuropas Bürgergesellschaft als Träger der Freiheitsrevolution von 1989 – so haben wir es allenthalben gespürt – kann und muss aufgrund der regionalen Verbundenheit erneut zur Quelle der Inspiration werden. Heute geht es nicht um die Überwindung einer politischen Ideologie und den Sturz eines politischen Systems. Heute geht es um die Neubegründung der Ordnung der Freiheit und der Zusammenarbeit, die uns in der Europäischen Union zusammengeführt hat. Dort steht auch Mitteleuropa vor der Aufgabe, die Kluft zwischen dem Europa der Institutionen und dem Europa der Unionsbürgerinnen und Unionsbürger zu überwunden, zumindest aber wieder zu verringern.

Damit dies gelingt, sollten auch von Mitteleuropa Impulse ausgehen. Zwei Gedanken sind es vor allem, die Mitteleuropa für Gesamteuropa vorlebt: Identität und Solidarität. Um Identität drehen sich immer wieder Diskussionen in der Europäischen Union. An Solidarität aber herrscht heute eher Mangel. Hier muss Mitteleuropa vorarbeiten, zuarbeiten, Vorbild geben. Wir wünschen uns dazu von diesem „Forum Mitteleuropa“ immer wieder Fragen und Diskussionen, Anregungen und Antworten auf die großen Herausforderungen in der heutigen Europäischen Union:

Was bleibt von 1989 und wie verstehen wir Freiheit heute?

Welche grenzüberschreitenden Beiträge können einen nationenübergreifenden europäischen Patriotismus befördern?

Welche gemeinsamen Elemente eines zeitgemäßen Gerechtigkeitsbegriffs können in Mitteleuropa gelebt werden?

Welche Elemente der mitteleuropäischen Geschichte können für das 21. Jahrhundert furchtbar gemacht werden?

Wie kann sich der in der Europäischen Union vereinte Raum Mitteleuropas öffnen für die Mitteleuropäer in der Ukraine und in Belarus?

Welche Inspiration kann von Mitteleuropa als Raum der Geschichte und Gegenwart ausgehen für andere grenzüberschreitende Traditionsregionen in der Europäischen Union?

In welchen gesellschaftlichen und politischen Feldern können genuin mitteleuropäische Antworten Leitcharakter für europaweit gestellte Fragen haben?

Wie können Grenzerfahrungen nutzbar gemacht werden und wo müssen – metaphorisch wie faktisch – Grenzsteine heute fallen?

Wo gibt es Gemeinsames und wo Trennendes in den Wertpräferenzen der mitteleuropäischen Gesellschaften, vor allem im Blick auf die Vielfalt der religiösen Traditionen?

Wie gehen Mitteleuropas Völker mit Minderheiten und mit den Erfahrungen des Anders-Seins um?

Wir erleben in der Europäischen Union seit drei Jahren eine bemerkenswerte Anpassungskrise. Im Kern handelt es sich um Beitrittsverhandlungen der ursprünglichen fünfzehn EU-Mitgliedsstaaten zur Europäischen Union der heute 27 Länder. Jedes dieser Länder, jede dieser Gesellschaften muss sich derzeit neu Rechenschaft darüber ablegen, was Sinn und Nutzen der Europäischen Union sind. Gemeinsam aber müssen alle Länder der heutigen EU, alle Gesellschaften der heutigen EU neu überlegen, was wir alle gemeinsam in der Europäischen Union tun wollen.

Die mittelost- und südosteuropäischen Mitgliedsstaaten der heutigen Europäischen Union haben diese Anpassungskrise zwischen 1990 und 2004 auf beeindruckende Weise gemeistert. Das Licht am Ende des Tunnels, durch den sie damals gehen mussten, war ihnen stets vor Augen: Der Beitritt zur Europäischen Union. Dies erleichterte den Schock nach dem Zusammenbruch der Zentralverwaltungswirtschaft mit ihrer künstlichen Bereitstellung angeblich ausreichender Güter, die sich längst als Kollektivierung der Armut herausgestellt hatte. Das Ziel der EU-Mitgliedschaft erleichterte es aber auch, wieder an den Wert von Parteien, ja sogar an die Autorität des Staates zu glauben, der im Zeichen

totalitärer kommunistischer Diktatur totalen Glaubwürdigkeitsverlust erlitten hatte. Die Perspektive hieß Europa.

Wir Deutsche sind seinerzeit einen eigenwilligen Weg gegangen. Über Nacht wurde mit der deutschen Einheit auch die Mitgliedschaft der ehemaligen DDR in der Europäischen Gemeinschaft, wie sie damals noch hieß, vollzogen. Beitrittsverhandlungen und das schwierige Ringen um Beitrittsbedingungen und Beitrittsdaten gab es für uns in Deutschland nicht. Von 1990 bis 2004 stand für uns Deutsche nicht die Frage der Bedingungen einer EU-Mitgliedschaft im Zentrum. Nach Jahrzehnten der nationalen Teilung – die doch immer auch die Teilung Europas war – ging es den meisten in erster Linie um die Wiederherstellung der inneren Einheit Deutschlands. Die Perspektive hieß Deutschland.

Natürlich blieb das geeinte Deutschland auf europäischem Kurs. Vom Maastricht Vertrag über die Einführung des Euro bis zum Vertrag von Lissabon, der heutigen rechtlichen Grundlage der EU, und bis zur Fiskalunion haben deutsche Regierungen jeden wichtigen Schritt der vertieften europäischen Einigung mitgestaltet und maßgeblich geprägt. Und doch blieb Deutschland in der EU in gewissem Sinne ein Sonderfall. Oder besser gesagt: Die EU blieb in Deutschland lange Zeit ein Sonderfall, manchmal sogar ein Sonderling. Heute wissen wir nur zu gut: Deutschlands Zukunft und die weitere Vertiefung der Europäischen Union hängen auf das allerengste zusammen. Die Zukunft von Freiheit und Wohlergehen, von innerem Zusammenhalt in Deutschland und äußerer Achtung vor unserem Land sind undenkbar ohne eine stabile Weiterentwicklung der Europäischen Union.

Jetzt und künftig muss die Perspektive für alle Europäer lauten: Europa, die Europäische Union.

Die Europäische Union ist längst zu einer ganz eigenen Föderation geworden. Das Regieren in dieser Föderation ist komplex, so kompliziert wie es nur sein kann: So viele Faktoren kommen zusammen und wollen berücksichtigt werden. Die lokale Identität, die regionalen Befindlichkeiten, die nationalen Interessen; die parteipolitischen Orientierungen; die wirtschaftlichen Unterschiede, die Stärken und Schwächen eines jeden Landes mit seiner je eigenen Geschichte, Tradition und Sprache. Es ist das größte Wunder der europäischen Geschichte, dass heute 27 und bald, wenn Kroatien hinzukommt, 28 Staaten und Völker in einer Union vereinigt sind. Regiert werden kann in dieser Union nur im Stil einer größtmöglichen Koalition. Das macht das Regieren meistens beschwerlich, jedenfalls kompliziert. Und so erleben wir die EU. Wir dürfen aber nicht daraus schließen, dass kompliziert das gleiche ist wie bürokratisch. Die EU ist auch bürokratisch. Aber die EU ist zugleich die erfolgreichste Utopie in der europäischen Geschichte, denn sie ist die Antwort und das Gegenbild zu vielen schlechten politischen Verhältnissen in Europa. Deshalb ist die Europäische Union eine Wertegemeinschaft.

Wir leben in unserer Heimat. Dort entfalten wir unsere Lebensentwürfe, leben unsere Überzeugungen und die Werte, die uns jeweils eigenes Leben bestimmen. Heimat ist der Raum, in dem unser Leben gelingen soll. Dort ist die Kultur, die uns trägt und die wir weiter entwickeln. Dabei wissen wir aus unserem Alltag, wie kontrovers die Meinungen und auch die Werte sein können, die unserem Leben Richtung und Ordnung geben. Wir haben verschiedene Auffassungen von den letzten Dingen, dem Glauben an Gott; aber auch von Fragen, die den Anfang und das Ende unseres irdischen Lebens betreffen; wir sind nicht einig in der Definition dessen, was wir unter Familie verstehen; wir interpretieren die Werte unterschiedlich, die in unseren Schulen gelehrt werden sollen. Wie können wir unter solchen Bedingungen überhaupt von einer europäischen Wertegemeinschaft sprechen?

Wir müssen unterscheiden. Unterscheiden zwischen den Normen und Werten unseres individuellen Lebens und dem öffentlichen Leben. Wir müssen unterscheiden zwischen der Kultur in all ihrer Vielfalt und Kreativität und der politischen Kultur mit ihrer ganz eigenen Logik. Es ist wahr: kluge Geister warnen uns, dass eine Gesellschaft auf Dauer nur von Voraussetzungen leben kann, die sie nicht selber definiert. Mit anderen Worten: In den weltanschaulichen Kontroversen unserer Zeit liegt Zündstoff, der zu übermäßigen Spaltungen führen kann. Aber es ist auch wahr, dass wir lernen müssen, damit zu leben, heute und morgen. Deshalb sollten wir gedanklich unterscheiden zwischen der Kultur unserer persönlichen Lebensentwürfe und der politischen Kultur unseres kollektiven Zusammenlebens.

Die Europäische Union ist eine Wertegemeinschaft im Sinne der politischen Kultur. Sie zeigt, dass unterschiedliche gesellschaftliche, politische und nationale Interessen zueinander finden können und miteinander unseren Kontinent gestalten können.

Die Krisen der letzten Jahre haben ihre Ursachen in einzelnen Mitgliedsstaaten der EU. Antworten auf die Krise, die Bestand haben, können aber nur EU-weite gemeinsame europäische Antworten sein. Die EU ist aber nicht nur eine Union der Staaten, sondern auch eine Union ihrer Bürger. Deshalb sage ich – und gerade hier, zum Abschluss des Forum Mitteleuropa – „wir“:

Wir stehen heute vor vier gewaltigen Aufgaben, um der Europäischen Union eine Richtung zu geben, die die notwendigen Lehren aus der Krise der letzten Jahre zieht:

Erstens:

Europa muss heute in Kategorien eines europäischen Gesellschaftsverständnisses weitergedacht werden. Dazu würde es beitragen, wenn in den öffentlichen Fernsehanstalten regelmäßige Europa-Talkshows eingerichtet würden, in denen mit Hilfe des Simultandolmetschers Europäer unterschiedlicher Herkunft ihre Sicht der Dinge austauschen, die alle Unionsbürger gemeinsam bewegen. Dazu würde es auch beitragen, w2enn möglichst viele Bürgerinitiativen gebildet werden, die die Möglichkeiten ergreift, die der Vertrag von Lissabon uns bietet: Mut Hilfe von einer Million Unterschriften können wir ein Bürgerbegehren einleiten, das die EU dazu verpflichtet, eine Gesetzesinitiative auf den Weg zu bringen. Wir sollten diese Möglichkeit für viele Einzelideen nutzen. Wir sollten die Idee des Bürgerbegehrens nicht nur den Einzelstaaten überlassen und denen, die immerfort irgendetwas verhindern wollen. Wir sollten eine EU der Bürger werden, die etwas Neues und besseres gemeinsam erreichen wollen. Ich wünsche mir Bürgerbegehren aus Mitteleuropa, die uns alle in der EU aufhorchen lassen!

Bisher rahmen Europas Staaten die Gesellschaften im Raum der Europäischen Union ein, zuweilen sperren sie sie aber auch geradezu ein. Dabei lassen sich im Unterschied zu natürlichen Gemeinschaften mit personalen Loyalitätsverhältnissen abstrakte Gross-Gesellschaften wie diejenige in der Europäischen Union durchaus auch funktional denken: Als Verband, als Vereinigung oder als Bewegung sind europäische Gesellschaften auch im Rahmen der EU denkbar – von Automobilverbänden bis zu Gewerkschaften, von Erasmus-Studenten-Vereinigungen bis zu Europäischen Kirchentagen.

Zweitens:

Es bedarf dringend eines europäischen Wahlrechts für die Wahlen zum Europäischen Parlament 2014, damit ein Anreiz entsteht, EU-weite Parteien zu gründen. Mit einer gemeinsamen Programmatik und eigenen Spitzenkandidaten sollten die europäischen Parteien für ihre politischen Präferenzen vor allen Wahlberechtigten werben und nicht nur innerhalb eines nationalen Politikumfeldes.

Der Schlüssel zum Aufbau einer europäisch verfassten politischen Öffentlichkeit liegt darin, zu den politischen Debatten, die längst EU-weit ähnlich oder gar identisch sind, europäische Strukturen zu schaffen.

Diese können auch netzwerkartig sein und durch die Möglichkeiten der sozialen Medien neue Ausdrucksformen gewinnen. Warum sollen Facebook-Revolutionen in der arabischen Welt und Occupy-Bewegungen gegen die globalen Finanzmärkte die einzigen innovativen politischen Instrumente unserer Zeit überbordender Kommunikationsmöglichkeiten bleiben? Die EU muss auch eine Wahlkampfunion werden.

Drittens:

Das Regieren in Europa wird infolge der Komplexität der europäischen Vielfalt weiterhin eher vom pragmatischen Prinzip der Gewaltenverschränkung als vom klassischen Ideal der Gewaltenteilung bestimmt sein. Deshalb sollte der Europäische Rat stärker mit der Europäischen Kommission verschränkt werden – unter Beibehaltung der Gemeinschaftsmethode. Ein einheitlicher Präsident des Europäischen Rates und der Europäischen Kommission wäre die richtige Klammer zwischen dem Europäischen Rat als dem legislativem Arm der europäischen Regierung und der Europäischen Kommission als ihrem exekutivem Arm – mit eindeutiger Rechenschaftspflicht des Präsidenten und aller EU-Kommissare gegenüber dem Europäischen Parlament als der direkt gewählter demokratischer Legislative der EU.

Viertens:

Die Mechanismen des europäischen Regierens erfordern weitere Schritte auf dem Weg zu einer Fiskalunion mit allen damit verbundenen Konsequenzen. Eine Fiskalunion kann nicht nur Sanktionsunion für Sünder gegen die Stabilitätskriterien des Euro sein. Eine Fiskalunion muss auch das Gestaltungsprinzip der Politik zum Tragen bringen. Einnahmen und Ausgaben der einzelnen EU-Mitgliedsstaaten stehen schon heute unter verstärkter regulatorischen Aufsicht der Europäischen Kommission. Ein europäischer Wachstums- und Stabilitätspakt muss zu Recht sanktionsbewährt sein. Eine Fiskalunion aber muss jenseits der exekutiven und rechtlichen Erfordernisse des EU-Regierens auch politische Aufgaben erfüllen: Eine gemeinsame europäische Haushaltspolitik wirft über kurz oder lang auch die Frage nach der Einführung einer EU-Steuer bei gleichzeitiger Reduzierung der nationalen Steuerhebesätze auf. Wenn über die Ausgaben in der EU neu und gemeinsam nachgedacht wird, muss beispielsweise die Frage gestellt werden, warum wir noch 27 voneinander getrennte europäische Verteidigungshaushalte und Armeen benötigen. Eine gemeinsame europäische Armee würde enormes Sparpotential freisetzen und zugleich die globale Sichtbarkeit und Effektivität der europäischen Außen-und Sicherheitspolitik entschieden erhöhen.

Aber heute soll nicht von Armee und Sicherheit die Rede sein, sondern von Kultur und Freiheit, von guter Nachbarschaft und der Macht des Friedens. Chruschtschow oder irgendein anderer Zyniker hat einmal gesagt, Politiker bauen Brücken auch dort, wo es überhaupt keine Flüsse gibt. Das ist unfair gegenüber der Ernsthaftigkeit der Politik. Für die Kultur trifft dieser Zynismus überhaupt nicht zu.

Kultur ist Fluss und Brücke zugleich: Der Strom des Lebens sprudelt nur, wo Kultur lebendig ist.

Und nichts und niemand baut bessere Brücken als die, die die Kultur uns schenkt. Wir haben es auf diesem „Forum Mitteleuropa“ auf inspirierende und vielfältigste Weise gespürt. Bereichert und dankbar, motiviert und in Vorfreude auf ein neues „Forum Mitteleuropa“ gehen wir auseinander.

Dass Leben immer auch Abschied heißt, haben wir im Rahmen des „Forum Mitteleuropa“ schon schmerzhaft erfahren müssen. Unser Gründungsmitglied Jiří Gruša, der große tschechische Schriftsteller der Freiheit und erste nichtkommunistische Botschafter unseres Nachbarlandes im vereinten Deutschland, ist nur wenige Woche nach seinem fulminanten Vortrag verstorben, mit dem dieses „Forum Mitteleuropa“ begann. Er sprach im Dresdener Ständehaus im September 2011 von zwei „Gedächtnisarten“, die er mit seiner unverwechselbar pointierten Zunge „in der ganzen Ossiwelt“ entdeckte: die pränationale und die nationale Erinnerung. Grusa bedauerte, dass der dritte Typus fehle, der in die Zukunft weist: die postnationale Prägung.

Darum, genau darum, geht es heute in Mitteleuropa: die Trennung zwischen Ost und West und die Enge der Mitte zu überwinden in der einen Europäischen Union.

Jiří Gruša wollte Mitteleuropa als „Mittelwesteuropa“ verstanden wissen. Er hinterließ uns mehr als ein Programm für das „Forum Mitteleuropa“. Jiří Gruša hinterließ uns eine Vision für Europa, nein: einen Auftrag für den weiteren Gang der Dinge in der mitteleuropäischen Heimat und in der gesamteuropäischen Wertegemeinschaft: Ich möchte mit den Worten unseres verstorbenen Freundes Jiří Gruša enden:

„Kein Superlogos mehr bestimmt unsere Taten, sondern das richtige, offene Fühlen der Chancen. Wenn es das gibt, so ist es einfach der Chancenspender. So ist es ein Gefühl für das Vernünftige. Nicht in der Geschichte liegt unsere Hoffnung. Unsere Herkunft gibt keine Zukunft her. Nicht, dass das Streben der Väter wertlos wäre, es beinhaltet bloß kein nötiges Paradigma. Das Volumen des Wissens wächst schneller als Generationen. Das klingt zwar traurig, aber nicht trostlos. Ahnen können uns sagen, wie man etwas nicht macht. Wie man jetzt etwas macht, ahnen sie nicht mehr. Das ist unser Risiko und, wie ich mich tröste, auch unser Glück. Die Westbindung war und ist die heikelste und wichtigste Option... Man ist im Westen noch immer gewöhnt, den Osten als eine zweite Liga zu betrachten. Doch wir spielen in ein und derselben und der Meister kommt aus der messbaren Konkurrenz. Die Zeiten ändern sich, weil sich die Zeit ändert. Sie tickt längst simultan, Kulturen mischen sich, Epochen fließen ineinander. Es gibt jedoch keinen Wecker der Chancen, wecken wir uns selbst. Hören wir mit der Hybris der Zweiteilung auf! Mitteleuropa kann uns helfen!“

Jiří Gruša hätte sich über die nun zu Ende gehenden Tage gefreut. Freuen wir uns auf ihre Fortsetzung im kommenden Jahr, vielleicht in Prag. «

Vitae

Dr. Martin Pollack
*(*1944 in Bad Hall)*

Studium der Slawistik und osteuropäischen Geschichte in Wien und Warschau. Mehrjährige Studienaufenthalte in Polen und dem ehemaligen Jugoslawien. Bis 1998 war er Redakteur des SPIEGEL. Seither arbeitet er als freier Autor und Übersetzer. In seinen Büchern befasst er sich mit der mit der Geschichte Polens und Galiziens. 2010 erhielt er den Georg Dehio-Buchpreis (Hauptpreis) und 2011 den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung. Martin Pollack lebt in Wien und Stegersbach.

Mirko Schwanitz
*(*1963 in Halle)*

Studium der Journalistik in Leipzig. Tätigkeit als außenpolitischer Redakteur für mehrere Tageszeitungen. Von 1991 bis 1994 betrieb er ein eigenes sonntägliches Osteuropa-Magazin beim ersten privaten Nachrichtensender Deutschlands und schrieb Reportagen. Ab 1992 war er freier Südosteuropa-Korrespondent für den ARD-Hörfunk, ORF, DRS und BBC. Er berichtet aus den Ländern Südost- und Mitteleuropas, gelegentlich aus der Ukraine, Russland und dem Südkaukasus. Er ist Chefredakteur des International Correspondents – Media Network und seit 13 Jahren Vorsitzender der Hilfsorganisation „Verein zur Förderung Bulgarischer Kinderheime“ e. V.

Markus Meckel
*(*1952 in Müncheberg/Brandenburg)*

Theologiestudium in Naumburg und Berlin. Von 1980 bis 1988 war er Vikar und Pfarrer der evangelischen Gemeinde in Vipperow/Müritz. 1988 bis 1990 leitete er die Ökumenische Begegnungs- und Bildungsstätte in Niederndodeleben bei Magdeburg. Der studierte Theologe war von April bis August 1990 Außenminister der DDR in der Regierung von Lothar de Maizière. Politisch aktiv seit den 70er Jahren, initiierte er zusammen mit Martin Gutzeit die Gründung der SPD und vertrat diese auch am Zentralen Runden Tisch. Von 1990 bis 2009 war er Abgeordneter im Deutschen Bundestag. Er ist zweiter Vorsitzender des Stiftungsrates der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit und Vorsitzender des Stiftungsrates der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

Dr. Kristina Kaiserová
*(*1956 in Varnsdorf, Okres Decín)*

Geschichtsstudium mit Promotion. Schon während dieser Zeit beschäftigte sie sich mit der Geschichte Mittel- und Osteuropas. 2005 war sie Dozentin für moderne Geschichte an der Karls-Universität in Prag. Sie ist Leiterin des Instituts für slawisch-germanische Studien an der J. E. Purkyně Universität in Aussig und Mitglied in der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission, deren Aufgabe die Erforschung, Bewertung und Kundmachung, der Geschichte der Völker der drei Länder ist.

Rafał Rogulski
*(*1970 in Wrocław)*

Studium der Kulturwissenschaften und Politikwissenschaften mit deutschkundlicher Spezialisierung an den Universitäten in Wrocław und Marburg, sowie Executive MBA am Institut für Ökonomiewissenschaften

an der Akademie der Wissenschaften in Warschau. Von 1998 bis 2007 Assistent und später Berater von Prof. Władysław Bartoszewski in der Polnischen Robert-Schuman-Stiftung, dem polnischen Außenministerium und der Kanzlei des Ministerpräsidenten. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: ausländische Kulturpolitik, deutsch-polnische Beziehungen, die Geschichte der Volksrepublik Polen und der DDR. Als Journalist war er für die Zeitschrift „Europa“ und die Tageszeitung „Życie“ tätig. Er arbeitete mit dem Zentrum für Internationale Beziehungen zusammen. Seit 2010 leitet er das Sekretariat des Europäischen Netzwerks Erinnerung und Solidarität.

Prof. Dr. Rainer Eckert

*(*1950 in Potsdam)*

Studium der Geschichte und Archivwissenschaften. Während seines Studiums an der Humboldt-Universität (1969 bis 1972) wurde er als Oppositioneller von der Universität relegiert und arbeitete drei Jahre als Inventursachbearbeiter und Lagerverwalter, bis er 1975 per Fernstudium sein Diplom ablegte. Danach wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Information/Dokumentation des Zentralinstitutes für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR. 1984 Promotion mit einem Thema zur deutschen Besatzungspolitik in Griechenland im zweiten Weltkrieg. 2001 Habilitation in politischen Wissenschaften am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin. 2006 Ernennung zum apl. Professor durch die Universität Leipzig. Direktor des Zeitgeschichtlichen Forums in Leipzig.

Matthias Theodor Vogt

*(*1959 in Rom)*

Studium der Theaterwissenschaften, Philosophie, Germanistik und Musikwissenschaften an den Universitäten München LMU, Paris III, Aix-en-Provence, TU Berlin. Seit 1994 ist er Direktor des Instituts für kulturelle Infrastruktur Sachsen und seit 1997 Professor für Kulturpolitik und Kulturgeschichte an der Hochschule Zittau/Görlitz. Die Universität Pécs ernannte ihn 2012 zum Professor honoris causa. Er war unter anderem Lehrbeauftragter und Gastprofessor an der Karls-Universität Prag, der Jagiellonen-Universität Krakau, der Universität Breslau und der Universität Benevent sowie stellv. Studiengangsleiter „Kultur und Management“ an der TU Dresden.

Gerald Schubert

*(*1968 in Wien)*

Studium der Kommunikations- und Theaterwissenschaften. 2001 zog er nach Prag und arbeitete 2002 in der deutschen Redaktion von Radio Prag. Seit 2006 ist er dort Chefredakteur. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die tschechische Außenpolitik und bilaterale Beziehungen, insbesondere mit Deutschland, Österreich und der europäischen Union.

Dr. Gabriele Zuna-Kratky

*(*1957 in Wien)*

Studium der Zoologie, Pädagogik, Soziologie. Direktorin des Technischen Museums Wien Sie arbeitete im Bundesministerium für Unterricht und Kunst. 1993 übernahm sie dort die Leitung der Abteilung Medienservice. 1997 wurde sie zur Direktorin der Österreichischen Phonothek ernannt. Seit 2000 ist sie Direktorin des Technischen Museums Wien.

Dr. László Baán
*(*1961 in Budapest)*

Studium der Volkswirtschaftslehre (VWL) und Philosophie. Zwischen 1986 und 1989 hatte er ein Stipendium zum Studium der Politikwissenschaften. Von 1998 bis 2002 wurde er erster Stellvertreter, dann administrativer Staatssekretär im Ministerium für Kultur. Seit 2004 ist er Leiter des Museums der Schönen Künste in Budapest.

Prof. Dr. Dirk Syndram
*(*1955 in Homberg)*

Studium der Kunstgeschichte, Ägyptologie und klassischen Archäologie. Nach seiner Promotion arbeitete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kunsthalle Bielefeld und später als stellvertretender Amtsleiter des historischen Museums der Stadt Bielefeld. 1993 übernahm er die Direktion des Grünen Gewölbes der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden. Er ist Honorarprofessor für Kunstgeschichte an der TU Dresden.

Ulf Großmann
*(*1957 in Dresden)*

Musikstudium an der Hochschule für Musik in Weimar. Von 1982 bis 1990 war er Musiklehrer und Chorleiter in Görlitz. 1990 wurde er dort Dezernent für Kultur, Sport und Tourismus und 1994 1.Bürgermeister. Mit einer kurzen Unterbrechung war Ulf Großmann von 1993 bis 2008 Mitglied des Sächsischen Kultursenats, zuletzt als Vertreter des Sächsischen Städte- und Gemeindetags. Im Kulturausschuss des Deutschen Städtetages war er Mitglied von 1991 bis 2008, zuletzt als Vorsitzender dieses Gremiums. Als Vertreter der kommunalen Spitzenverbände war er Mitglied des Kuratoriums der Kulturstiftung. und seit 2011 ist er Präsident der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen.

Dr. František Černý
*(*1931 in Prag)*

Von 1990 bis 2001 Botschafter der Tschechischen Republik in Deutschland und Träger des Einheitspreises und des großen Verdienstkreuzes. Nach der Revolution trat er, auch auf Drängen Václav Havels und Jiří Dienstbiers, in den Dienst des Auswärtigen Amtes und blieb bis 1995 Gesandter und Leiter der Außenstelle der Botschaft seines Landes in Berlin. Nach seiner aktiven politischen Zeit widmete er sich ganz der deutschsprachigen Literatur in den böhmischen Ländern. Er gehört zu den Begründern des Prager Literaturhauses, welches sich der Wahrung des gemeinsamen kulturellen Erbes in den böhmischen Ländern widmet. Derzeit ist er Vorstandsvorsitzender des Prager Literaturhauses deutschsprachiger Autoren.

Rachel Gehlhoff
*(*1957 in Düsseldorf)*

Jurastudium. Anschließend absolvierte sie ein journalistisches Volontariat bei Inforadio Berlin und der BBC. Sie war Moderatorin, Autorin und Redakteurin bei ARD-Kulturradios und beim Deutschlandradio. Seit 1997 ist sie Moderatorin MDR Figaro.

Blanka Mouralová
Studium der Politischen Wissenschaft an der Karlsuniversität in Prag. Studienaufenthalte in London, Wien und Berkeley/Kalifornien. Von 1998–2001

war sie Lehrbeauftragte an der Prager Karlsuniversität in Prag. Von 1995–1999 arbeitete sie als Redaktionsmitglied des parlamentarischen Magazins IDEU. Blanka Mouralová ist u.a. Mitglied der Europäischen Bewegung in der Tschechischen Republik und der Bernardo Bolzano-Gesellschaft. Als Stipendiatin der Robert Bosch Stiftung war sie von 2002–2003 am Deutschen Bundestag, an der Universität Konstanz, an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg und im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst in Baden-Württemberg tätig. Anschließend wurde sie Direktorin des Tschechischen Zentrums in Berlin. Seit 2007 leitet sie das Collegium Bohemicum in Ústí nad Labem.

Michal Hvorecký

*(*1976 in Bratislava)*

Studium der Kunstgeschichte und der ästhetischen Theorie. 2004 war er Writer in Residence an der University of Iowa. Er ist Schriftsteller, Journalist und Lektor. Seine Essays und Geschichten erschienen unter anderem in der FAZ, der Welt, der ZEIT oder im Magazin Falter. Er wurde mehrfach mit Literaturpreisen ausgezeichnet und war Stipendiat des Literarischen Colloquiums Berlin, der Stiftung Brandenburger Tor und „Grenzgänger"-Stipendiat der Robert Bosch Stiftung. Im November 2009 erhielt Hvorecký in Berlin den internationalen Journalistenpreis.

Tamás Szalay

*(*1969 in Pécs)*

Tamás Szalay war Leiter des Kulturhauptstadtprogramms bei der Bewerbung um den Titel „Kulturhauptstadt Europas 2010" der Stadt Pécs. Nach der nationalen Vorausscheidung wurde er Kulturdirektor des Projekts. Seit Januar 2011 ist er der künstlerische und internationale Berater der Stadt Pécs.

Bernd Janning

*(*1983 in Wettringen)*

Studium der Historischen Urbanistik an der TU Berlin und der Kulturwissenschaften an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder). Von 2010 bis 2012 leitete er als Robert Bosch Kulturmanager den Programmbereich die Internationale Elias Canetti Gesellschaft in Ruse, Bulgarien. Jetzt arbeitet er am Institut für den Donauraum und Mitteleuropa in Wien. Eines seiner Projektkooperationen war „Literature in flux – via Danube": Ein Schiff als schwimmendes Literaturhaus beherbergte auf seiner Fahrt von Ruse nach Wien Schriftsteller aus sieben Partnerländern.

Franciska Zólyom

*(*1973 in Budapest)*

Studium der Kunstgeschichte in Köln und Paris. Von 1997 bis 1999 war sie Kuratorin am Museum Ludwig in Budapest und 2001 und von 2003 bis 2004 Projektleiterin am Hamburger Bahnhof in Berlin. Von 2006 bis 2009 leitete sie als Direktorin das Institute of Contemporary Art in Dunaújváros, Ungarn. 2012 übernahm sie die Leitung der Galerie für Zeitgenössische Kunst in Leipzig. Ihre Forschungsgebiete sind urbane und soziale Transformationsprozesse, sowie politische Handlungsmacht in der zeitgenössischen Kunst.

Sächsischer Landtag

Bernhard-von-Lindenau-Platz 1 | 01067 Dresden | Tel. 0351 493-50 | info@slt.sachsen.de | www.landtag.sachsen.de